

Nr. 8

Sept./Okt. '84

DM 8,-

ISSN

0176-7240

Spuren

in Kunst und Gesellschaft

Aufstand der Natur
Häresie des Mülls

Editorial

„Was das Bewußtsein ebenso wie die Sprache nur in Form von Negationen als Auswurf, Abfall oder Fremdkörper bestimmt, ist die zugleich Angst und Ekstase provozierende Wirklichkeit nicht-assimilierbarer Dinge, unter denen einige einen abstoßenden, ekelregenden, andere dagegen einen anziehenden, verzaubernden Charakter besitzen. Auf Grund ihres Ausschlusses führen sie eine nur noch gespenstische, schattenhafte, nächtliche Existenz, sind aber nicht weniger wirklich als die durch denselben Ausschluß geschaffenen Formen der Homogenität.“

Rita Bischof, in diesem Heft S.30 ff.

Als wir in einem der letzten Hefte eine Fotoserie veröffentlichten, die Punks mit Ratten zeigte, erlebten wir unerwartet heftige Reaktionen. Nicht die sogenannte künstlerische Qualität der Fotos, ihr Sujet rief Protest hervor: die Ratte, Symbolfigur des Unrats und der Seuchen, der Bedrohung schlechthin, als intimes Haustier? Die Punks wie auch der Fotograf, dessen Film durch den Zufall eines technischen Fehlers auch noch seine kalkulierten fotochemischen Eigenschaften eingebüßt hatte, hatten die Regel des zu Erwartenden überraschend verletzt.

Seit einiger Zeit nun schon machen Horden von Steinmardern von sich reden. Anstatt sich an die ihnen ökologisch vorgeschriebenen Regelkreisläufe zu halten, dringen sie in abgestellte Autos ein, um in höchst beunruhigender Weise deren Plastikteile zu zernagen und die Maschinen fahruntüchtig zu machen, bestenfalls in Müll zu zerlegen; nagende Kritik, die die Experten der Industrie und Versicherungen verzweifeln läßt, sähen sie die Tiere doch lieber auf ihren „natürlichen Lebensraum“ festgelegt und würden sie sie auch gern wieder darauf festlegen.

„Aufstand der Natur – Häresie des Mülls“ – wer gewohnt ist, in den Regelkreisen der Ökologen zu denken, wird über solche Zusammenstellung ein erneutes Mal überrascht sein. Gilt einer „umweltbewußt“ gewordenen Gesellschaft der Müll doch fast nur als Indiz des Sakrilegs, das begeht, wer gegen die als unschuldig gedachte „Ordnung der Natur“ verstößt, und wird angesichts solcher Verstöße doch heute gemeinhin „Betroffenheit“ verordnet, die der als unschuldig gedachten Natur eingedenkt. Irgendetwas von diesem Glauben an eine „Unschuld“ der Natur muß auch in unseren Köpfen gespukt haben, als wir ursprünglich zwei Themen planten: eines über den „Aufstand“, ein anderes über den

„Müll“. Weiteres Nachdenken, auch die Beiträge der Autoren, die wir einluden, belehrten uns rasch eines anderen: kein Beitrag zum einen Thema, in dem nicht zumindest unausgesprochen auch das andere behandelt worden wäre. So eng sind beide Fragestellungen ineinander verwoben, daß ihre Trennung willkürlich wäre. Steckt doch im Tod der Dinge immer auch ihr Abfall aus der Ordnung des bloß Nützlichen, im „Abfall“ auch immer das Nicht-Verwertbare und „Abgefallene“, Häretische, also Aufständische und Aufrührerische; und ist doch die Vorstellung einer „unschuldigen“ Natur selbst Resultat eines vorgängigen Ausschlusses, der sie gern so hätte: unschuldig, rein, harmonisch, dem Ideal des Marktes nachgebildet, auf dem Angebot und Nachfrage sich freundlich die Waage halten und der Austausch der Werte keine beunruhigende Spur zurückläßt. Claus Döpfer, Christian Fröhling und Mins Mimmsen, Jochen Hiltmann, Rita Bischof und Manfred Geier sind Autoren des vorliegenden Hefes; Methode und Zugang ihrer Beiträge sind verschieden, doch sie treffen sich in dem Versuch, Gesichtspunkte einer Natur zusammenzutragen, an dem das verständige Ich der Kalkulation scheitert, das ihr gern die Gesetze vorgeschrieben hätte. Und wer zu lesen versteht, dem wird die stillschweigende Auseinandersetzung mit „grüner“ und „ökologischer“ Politik nicht entgehen, die in allen Beiträgen geführt wird.

25

Michel Foucault schreibt in dieser Nummer über Frankreich, doch das könnte auch für Deutschland gesagt sein: „Wenn man etwas schreiben will – wo kann man es schreiben? Schließlich muß man in weitgestreuten und recht allgemeinen Zeitschriften Unterschlupf suchen. Das ist eine ziemlich wichtige Erscheinung. So wird fatalerweise ein wohlausgearbeiteter Diskurs ... einen seichten Widerhall finden. Vom Buch zum Aufsatz, von der Zeitschrift zum Fernsehen gelingt es allmählich, eine Arbeit und ein Problem durch Schlagworte zusammenzufassen.“

Das vorliegende Heft der „Spuren“, das 8. seit dem Neubeginn im letzten Jahr, ist das 25., wenn man die „erste Folge“ hinzurechnet. Vom Organ einer Gruppierung mit „maoistischer“ Prägung (wenn auch bemüht freundlich im Ton, so doch ebenso hart wie oft unbelehrbar und anachronistisch in der Sache) zum Forum, in dem eine heterogene Gruppe zwar desillusionierter, doch deshalb mit den Verhältnissen in

Ost und West keineswegs versöhnter Autoren den Spuren des „Noch-Nicht“ (Bloch) experimentierend nachzugehen versucht: zu widersprüchlich und selbst noch offen ist dieser Weg, als daß er zum rundenden Rückblick einladen würde. Wir denken indes, gute Gründe gehabt zu haben, diese Zeitschrift weiterhin herauszugeben, und denken nicht daran, uns in „sensibler Trauer“ über uns und die widrigen Verhältnisse zurückzuziehen, wie das heute vielleicht zum guten Ton gehört. Zu viel gibt es heute neu zu experimentieren, zu fragen und auszuprobieren, was sich eben nicht in Schlagworte fassen läßt, was eigenen Raum braucht, den die bestehenden, erst recht die kommenden Medien in dieser Form nicht bereitstellen. Die „Spuren“ sind Teil des Versuchs, ihn zu schaffen; doch – das soll keineswegs verschwiegen werden – sie brauchen noch Abonnenten, um dieses Ziel erreichen zu können. Dies mag als Aufforderung verstanden sein.

Hans-Joachim Lenger

Impressum

Spuren - Zeitschrift für Kunst und Gesellschaft, Lerchenfeld 2, 2000 Hamburg 76
Zeitschrift des Spuren e.V.
in Zusammenarbeit mit der Hochschule
für bildende Künste Hamburg

Herausgeberin
Karola Bloch

Redaktion
Hans-Joachim Lenger (verantwortlich),
Jan Robert Bloch, Jochen Hiltmann,
Stephan Lohr, Ursula Pasero, Frieder
Reininghaus, Jürgen H. Traber

Gestaltung und Druck
Jutta Hercher, Brigitte Konrad

Autoren und Mitarbeiter dieses Heftes
Klaus Binder, Rita Bischof, Claus Döpfer,
Michel Foucault, Christine Fröhling,
Manfred Geier, Heinz T. Hanisch, Hans-
Peter Hempel, Hartmut Jacobi, Rolf
Johannsmeier, Sarah Kirsch, Wilfried
Meier, Mins Minssen, Harald Naegeli,
Hazel Rosenstrauch, Gunnar Schmidt,
Friedrich Spangemacher, Urian

Bildbeiträge
Claus Döpfer, Christine Fröhling, Mins
Minssen (S.19, 20, 21, 22, 23), Susanne
Klippel (Titelbild, S.4, 10, 13, 17), Gerda
Taro (S.15)

Die Redaktion lädt zur Mitarbeit ein. Manuskripte bitte in doppelter Ausfertigung mit Rückporto. Die Mitarbeit muß bis auf weiteres ohne Honorar erfolgen. Copyright by the authors. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe.

Die „Spuren“ sind eine **Abonnentzeit-schrift**. Ein Abonnement von 6 Heften kostet DM 48.-, ein Abonnement für Schüler, Studenten, Arbeitslose DM 30.-, ein Förderabonnement DM 96.- (Förderabonnenten versetzen uns in die Lage, bei Bedarf Gratisabonnements zu vergeben; sie erhalten eine Jahresgabe der Redaktion). Das Einzelheft kostet in der Buchhandlung DM 8.-, bei Einzelbestellungen an die Redaktion DM 10.- incl. Versandkosten. Lieferung erfolgt erst nach Eingang der Zahlung auf unserem **Postscheckkonto** Jochen Hiltmann, Kennwort Spuren, Postscheckkonto 500891-200 beim PSchA Hamburg, BLZ 20010020, oder gegen Verrechnungsscheck.

Bestellung und Auslieferung von Abonnements bei der Redaktion. **Bestellung und Auslieferung für Buchhändler** ausschließlich durch den Prometh Verlag GmbH & Co.KG, Körnerstr.38, 5000 Köln 50.

Inhalt

Beobachtungen und Anfragen

Sarah Kirsch/Harald Naegeli: Porzellanschnecken.
Ein Briefwechsel. S.5/Michel Foucault: Nachtrag zu Marx. S.8/Gunnar Schmidt: Steine keine Steine. Zum Aufstand der Stadtnatur. S.11/
Frieder Reininghaus: Hoffnungen - Vom Futur bis zum Plusquamperfekt. S.14

Claus Döpfer, Christine Fröhling, Mins Minssen
**Über das Leben der Dinge
in ihren alten Tagen und danach**
S.18

Jochen Hiltmann
Der Fliegenstaat
S.24

Rita Bischof
Der Abfall der Idee
Georges Batailles Entwurf einer Heterologie. S.30

Manfred Geier
Ubus Bauch
Perspektiven einer Pataphysik des Raumes. S.40

Hans-Peter Hempel
Paul Celan
Die fortdauernde Apokalypse. S.46

Hans-Joachim Lenger
Hoffnung zur Unzeit
Über das Hamburger Institut für Sozialforschung. S.50

Magazin

Urian über die Senkgrube und Industrielle Ästhetik (S.54)/ Hazel Rosenstrauch über Tote Fische und Christoph Heins „Drachenblut“ (S.57, S.62)/ Wilfried Meier über die Literatur der Selbstentblöpfung in der Hälfte des Lebens und die gestohlene Schöpfung (S.58, S.64)/ Rolf Johansmeier über Weltuntergänge (S.59)/ Der Herausgeber Klaus Binder über Max Raphaels Kunsttheorie (S.60)/ Heinz T. Hanisch über Michel Leiris und die bleibende Fremdheit (S.62)/ Hartmut Jacobi mit einem Aufruf zur Unterstützung der Verteidiger politischer Gefangener (S.65)/ Friedrich Spangemacher über den Rückfall der „Spuren“ hinter Adorno (S.66)

„Spuren-Aufsatz“ im Mittelteil:

Jan Robert Bloch
Kerzenlicht unten, Laserstrahlen oben
Zum Grundton des Krieges
S.33



Sarah Kirsch/Harald Naegeli

Porzellanschnecken

Ein Briefwechsel

*Bezirksgefängnis Winterthur
9.5.84*

Liebe Sarah Kirsch!

Das ist ja eine Überraschung – ein Brief von Ihnen! Da ich sehr viel Gedichte lese bin ich schon öfters auf Ihren Namen u. Ihre Arbeiten gestossen. Ich mag mich gut an das Interview erinnern, das Sie Jochen Hiltmann in den „Spuren“ gegeben haben. Ich sitze hier in einer kleinen Zelle ohne nennenswerten Ausblick, sehe gerade knapp über der vis a vis liegenden weissen Mauer die Spitze einer Baumkrone, das ist „Alles“. Als Augenmensch würde ich natürlich jetzt gerne sehen u. miterleben wie der Frühling und Vorsommer kommt, aber das muss ich wohl für dies Jahr begraben. Ich beschäftige mich sehr mit Handzeichnen, neben u. mit der Sträflingsarbeit die zum Glück leicht ist. Wenn Sie mir ein Gedichtband ausleihen möchten, so würde ich mich sehr freuen oder haben Sie auch Prosa geschrieben? Zu Gedichten habe ich jedenfalls viel Beziehung.

Wenn Sie mir gelegentlich wieder schreiben, so freut sich herzlich Harald Naegeli

P.S. Das war eine feine Idee von Ihnen in der Puritanerstadt Zürich auf den „Wänderverschmierer“ hinzuweisen! Tausend mal Dank!

Tielenhemme, 14. Mai 84

Lieber Harald Naegeli,
Ich habe mich sehr über Ihre Post gefreut. Es ist doch sehr beruhigend, wenn meine Post bei Ihnen ankömmt, und Ihre bei mir. Ich schicke nämlich seit 2 Jahren Briefe an den ukrainischen Dichter Stus ins Lager, da höre ich nie was, und er kriegt die Post gar nicht, aber trotzdem muß man schreiben, weil er durch Briefe aus dem Ausland ein winziges bißchen geschützter ist. Trotzdem ist Ihre Lage auch nicht so lustig, man klaut Ihnen z.B. den Frühling, hoffentlich den einzigen. Damit die Zeit nicht zu lang wird, hab ich „Katzenleben“ geschickt, es

können noch andere Bücher folgen, auch will ich gerne Brieflein schreiben und sie meinen Hausschwalben, die in diesem Jahr erst sehr spät retour kamen, zur Beförderung aufgeben. Hier lief im TV ein sehr schöner amerikanischer Film über die Sprayer der Newyorker Untergrundbahn. Die Ordnungshüter waren auch sehr grimmig, wollen hart durchgreifen, wenn sie wen erwischen, gibt es Knast, aber ich war sehr erstaunt über die Dauer, nämlich maximal 5 Tage. Das sollten Sie wissen! Was ist das für eine Tätigkeit, die Sie als Sträfling s-arbeit bezeichnen? Und haben Sie alles was Sie zum Handzeichnen brauchen? Sonst muß man was schicken. Am besten eine riesige Staffelei, größer als Ihre Zelle. Dürfen Sie Hand an die Wände legen? Hab ich letzthin geschrieben, daß ich in Zürich in einer Hochgarage war, wo es Bilder von Ihnen gab? Ich liebe Ihre Gestalten und traure um jede, die wieder getilgt wird. Aber man kann sich sein Material nicht aussuchen, Ihres sind die Betonwände, das ist der Auftrag, und schon geht Geschrei los. Auch die anderen Kunstprodukte sind so vergänglich, was bedeutet Zeit für einen der Körbe flicht heißt es in einem Gedicht, das ich für Sie vorsuchen muß im nächsten Brief. Und dieser schmerzliche Aspekt gehört unbedingt dazu, macht alles lebendig durch das Ende. Ich sitze hier in Schleswig Holstein meerumschlungen aufm Teller, eine Wiesen- und Moorlandschaft, der Tellerand die Geest weit in der Ferne, 97% Himmel, durchsichtig, wolkenbefahren, immer was los in den Lüften. Denken Sie nicht zu bitter von diesem Landstrich! Ich sehe mehr Kühe als Leute, und das ist gut so. Seit einem Jahr habe ich Schafe, die mir sehr viel bedeuten, diese heidnischen Tiere. Sehe ich jetzt aufm Deich. Sie sind geschoren. Wenn ich erst spinnen kann, strikke ich Ihnen einen Schal, obwohl ich hoffe, daß Sie spätestens im Herbst raus aussem Knast sind. 1000 Grüsse Ihre Sarah!

Tielenhemme, 14. Juni 84

Lieber Harald Naegeli,
hier regnet es ins grüne Gras, und im Schulzimmer hören wir Schwalbengezwitscher, weil diese Tiere in einem Luftschacht wohl brüten. Und sie hören was der Komponist aus dem Flügel herausholt – eine schöne Kindheit mit Schumann und Beethovensonaten. Sie schreiben was Ihnen ein schweizerischer Schriftsteller zu „diesem Land“ brieflich sagte, das gehört alles ins Gebiet „Staatenlosigkeit“ für Leute wie unsereinen. Haben Sie das Büchlein aus Bremen erhalten? Ich hab Sattler, den Hölderlin-Freund gebeten, es Ihnen zu schicken. Es sind Auszüge, ein Kapitel, zu den 144 fliegenden Briefen, wunderbare Abschweifungen beim Lesen von Hölderlin, leider ein sehr teures Buch, das sollte sich die Gefängnisbibliothek von Winterthur glatt anschaffen für die Zellenbewohner. Überhaupt - wie ist das mit den anderen Einsitzenden? Wie verhalten die Bediensteten sich? Das alles müssen Sie scharf beobachten und mir eines Tages erzählen. Dieses Gefängnis ist ja auch eine kleine Universität, man muß schon aufmerksam sein. Wie steht es mit der Aussicht auf eine offene Anstalt? Und Thomas Mann kann ich auch nicht besonders gut leiden, Heinrich recht mehr. Wunderbar, daß Sie Blumen bekamen. Ich würde Ihnen gerne schicken, was der Garten hat: Pfingstrosen vielerlei Farben, Margriten, Akeleien, Schwertlilien, Vergißmeinnichts und so weiter. Mal sehen ob wir einen Blumen-dienst organisieren können von hier aus, hab gestern mit Hiltmann deswegen telefoniert. Muß sehr merkwürdig sein eine Zelle voller Blumen, und ob es dann Vasen gibt? Der Direktor spendiert eine aus China mit zweiköpfigen dunkelgrünen Drachen darauf und Sie müssen eine Kupfermünze auf den Boden legen dann halten die Pflanzen ewiglich. Landwege ist wirklich ein sehr schönes Gedicht, ich hab es mir nochmal angeschaut weil Sie darüber doch schreiben. Und das Buch hat vorher in meinem Rollbüro-Schreibtisch gelegen auf dem ich jetzt schreibe, die Katze Lulu sitzt manchmal inmitten der Bücher dort, alles Beleg-

exemplare, manche noch aus der DDR. Eines mit Grafiken von Willy Wolf, einem uralten antifaschistischen Künstler, der in Vergessenheit geriet, weil seine Art nach 45 stets als dekadent galt, es gelang gerade noch, ein paar Blätter als Illustrationen zu nehmen. Ich war in seinem Atelier, er hatte wunderbare Ölbilder und allerlei wunderliche Maschinchen aus uralten Zahnrädern gebaut. Eben ruft hier der Kuckuck, er stottert schon, da wird er bald schweigen ich bin für Sie auch ein solcher, schweige aber nicht gleich, versuche Tristesse und Langeweile Wut und Trauer ein bißchen vergessen zu lassen damit Sie nie die Zähne verlieren (*bezieht sich auf den Dichter Stus, der im Gefangenenlager die Zähne verloren hat; Anm. von Harald Naegeli*). Briefe wie Äpfel also.

1000 Grüße, und der Flieder ist hin daß Sie es wissen!

Ihre Sarah

*Harald Naegeli
Bezirksgefängnis Winterthur
3.7.84*

Liebe Sarah!

Ihren letzten Brief habe ich noch gar nicht beantworten können und schon kommt überraschend ein neuer aus Ihrer Sturmzone aufgefliegen. Letztes Mal haben Sie „wieder ein Paul“ in einem sehr gepolsterten Couvert zugeschickt, sodass ich dachte es könnte vielleicht noch eine Broschüre bei Brief u. Photo mitgelegen haben könnte das sein? Ich denke da vielleicht „schweizerisch“ ich würde jedenfalls für ein Foto allein nicht ohne weiteres so teure Verpackung ausgeben.

Nun lege ich auch ein Foto bei und zwar von „Sukelborst“ nach dem Sie ja fragen. Er sieht noch ganz munter aus, und war es laut Berichten auch, trotzdem ist das Photo eine Woche vor seinem Tod. (Operation, Krebs) Die beiden hinten sind meine jüngern Brüder, 2 davon (habe 3) der mit den blauen Jeans ist Adrian, er ist Arzt, der im Regenmantel Andreas, er ist Schreiner. Mein 3. Bruder ist Kaufmann, und ich bin Sprayer, das wissen Sie ja.

Letzthin hat mich Adolf Muschg besucht, ein typischer Literat. Was heisst typisch? das ist vielleicht ein bißchen schnell gesagt, nun er strahlt „sowas“ aus. Enorm fragil, man spürt bei ihm auch sehr eine körperliche Verletztheit, eine Versehrtheit. Er, Max Frisch u. noch ein Literaturmensch wollen nun zur Regierungsrätin gehen und für mich Haftunterbruch fordern, weil die Staatsanwaltschaft mich um meinen offenen Vollzug betrogen hat. Ja, Karl Marx was hätte er wohl gesagt zu dieser Tragikomödie? Aber er hat zu seiner Zeit das gesagt u. geschrieben was nötig war, und heute noch in vielem stimmt. und wir müssen zeichnen und schreiben was für unsere Zeit wo wir leben, nötig ist!

Ich spüre sehr stark die Wucht des Sommers aber ich sehe ihn nicht. Immer in der Zelle. Aber meine Freunde sind frei! Zum Glück! Ich denke an Sie wie Sie leben und weil Sie mir schreiben kann ich auf merkwürdige Weise mitleben, ein bisschen. Aber das „bisschen“ ist oft entscheidend bedeutsam, und wie Leben selbst. Wenn ich wenigstens den mir zustehenden offenen Vollzug hätte, zum Teufel mit diesem betrügerischen „Rechtsstaat“. Jetzt habe ich einen Anwalt genommen der dafür sorgen soll, dass ich wenigstens die Rechte erhalte die mir der Staat willkürlich gestohlen hat. Fein, Geld ausgeben für die Er kämpfung von Rechten die ich ohnehin, ohne den Betrug des Staates, hätte. Es ist Zeit, dass die Revolutionsblume wieder läuft! Der Blumenstrauß lebt immer noch, er hält gut 2 1/2 Wochen!

Herzlich



Tielenhemme, 17. Juli 84

Lieber Harald Naegeli, jetzt kann ich endlich antworten. Also in dem Brief mit Riesenpackung und weggeschleudertem Porto lag mitnichten keine konfiszierte Broschüre, nur noch 2 Porzellanschneckenhäuser, sollten die nit angekommen seyn, damit Sie damit sich nicht die Pulsadern öffnen oder die Gitter ankratzen? Vielleicht fielen sie unter die Werkzeug-Rubrik. Dankeschön für das Foto von Sukelborst und den Brüdern im Regenwald. Und – mit dem Bremer Kaufmann und Schöngest habe ich Oelze gemeint. Es gibt also nix neues zu lesen. Hat der bürgerliche Anwalt schon was bewirkt? Er soll den Preis nicht so hoch schrauben. Wenn er vernünftig ist, kriegt er von mir einen wunderbaren ganzseitigen Autografen können Sie ihm bestellen. Und Stus – seine Geschichte bekommen Sie bald, mit Auszügen aus der Anklageschrift, ich muß das erst wieder von ai besorgen, hab alle Broschüren verschickt und verschenkt. Was ich schreibe – ich schreibe immer etwas in dickleibige Hefte mit hübschen Einbänden, die auch noch kariert sein müssen, damit wenigstens schon eine Spur auf dem Papier sich befindet. Das ist dann eine Material-Sammlung, die ich später sortiere, dann fängt die eigentliche Arbeit an, das vorher – das sind Geschenke, zugeflogene Rosen und Unkraut. Den Tieren geht es vortrefflich, Robert verliert sein Babyfell, wird immer schwarzer und eleganter, leicht gewellt wie sein Gang. Das Kind hat noch Ferien, und jetzt wenden wir dauernd Heu, und dauernd wird es wieder begossen, Wolkenbrüche mitunter. Der Komponist hatte 1 Konzert in Berlin. Ein paar Musiker wollten fast streiken wegen Gotteslästerung – das Stück war 1 Messe. Immer das-selbe wie Sie sehen.

1000 Grüße und ein paar Zaubersprüche in Ihre Richtung*

**beigelegtes Gedicht v. M. Claudius: Der Bauer, nach geendigtem Prozeß*

B.G.W.
26.7.84

Liebe Sarah!

Der Bürger-Anwalt hat wahrscheinlich was bewirkt. Am 20. August ist meine Verlegung in eine offene Anstalt geplant, ganz sicher ist es noch nicht, solange ich keine Bestätigung habe, aber ich habe viele Hoffnungen. Dann wäre mein Zellendasein zu Ende. Ich käme wieder an die frische Luft! So sitze ich 23 1/2 Stunden mehr oder minder rum. Letzte Woche war ich mit Papiertüten kleben beschäftigt. Ich arbeitete für „Nyrwyler“. Nyrwyler füllt die Tüten die ich u. andere für ihn falzen und kleben mit Schokolade. Und dann gelangen diese Leckereien in die Verkaufsauslagen von Oerlikon, Effretikon, Chikago und N-Y. In zwei Dorfstädtchen und in 2 amerikanische Weltstädte. All das hat Nyrwyler erreicht! Wichtig sind jetzt die gefräßigen Kaffeetanten die die Produkte kaufen, denn ganz umsonst möchte ich nicht gearbeitet haben, besonders nicht Nyrwyler! Ich studiere wie ich Ihren Autograph welchen Sie meinem Bourgeois Anwalt zudenken für mich selbst abzweigen könnte. Ihre zwei Porzellanschnecken habe ich nämlich nie gesehen. Immer wieder schicken mir lebenswürdige Menschen Schokolade u. ähnliches Zeug zu. Aber ich erhalte sowas nie ausgehändigt. Ich muss strenge bestraft sein, wissen Sie, sonst könnte mir womöglich einfallen ich sei an einem Kurort. Mit anderen Worten ich will *weg* von hier, wenn möglich noch vor dem 20igsten. Meine Phantasie regt sich mehr u. mehr in Richtung Wauwylermoss so heißt die Anstalt und ist bei Luzern. Es gibt Landwirtschaft dort!!! Ich will zu den Tieren! zu den Kühen und Schweinen, die ich den ganzen Tag lang pflege. Dies Schwein (s. Zeichnung) runzelt bereits die Stirn weil ich immer noch *nicht* kommen kann (darf!), es wartet, dass ich es betreue, ich spüre das! Bestimmt gibt es dort auch einen Hund mit dem ich unfehlbar spielen werde. Vielleicht ist das so ein Tier wie Ihr Robert oder wie Sukelborst, das würde mir sehr gefallen. Gestern tickte einer durch, griff meinen Zellennachbar beim Freigang an und musste mit Polizeigewalt in den „Bunker“ gesteckt werden.

7 dort!!! Ich will zu den
in uns Schweinen, die ich den
pflege



bereits die Stirn weil
nicht kommen kann (darf!)

Das war für uns alle schrecklich aufregend und beunruhigend. Hier ist unausgesetzt sehr schönes Wetter, ich hoffe es hält noch weiter vor allem auch noch nach dem 20igsten, wo ich dann auch ganz unmittelbar eine Freude hätte am Genuss der Sonne, der Wiesen und Bäume. Ich freue mich riesig, mir ist egal wenn ich mich müde arbeiten müsste. Das vollkommen stumpfsinnige Dasein ist dann aufgehoben, schon dass ich bei Tieren wäre, nein *bin*. Also drücken Sie mir dicke die Daumen damit es mit dem 20igsten klappt! Ich habe Ihnen, es hätte mir schon längst einfallen müssen, mein einziges Buch das ich gemacht habe über meinen Verlag zukommen lassen. Es ist eine 2. Auflage vom 1979 herausgegebenen Buch. Hoffentlich erhalten Sie das bald! Ich lese sehr intensiv in Ihren Gedichten fast jeden Tag! Was Sie über Ihre Art Arbeiten schreiben erinnert mich an Max Ernst, an eine Aussage von ihm. Er sagte nämlich eine reine weisse Leinwand sei ihm zu „jungfräulich“. Er lebte in einem billigen Hotel und begann Papier „schneeweiss“ auf den ausgetretenen Holzboden zu legen, nahm einen Bleistift und holte sich so die Holzmaserung auf das Papier. Surreale Geschichten entstanden, auf denen er dann weiterarbeiten konnte. Was macht Ihr Kind? Wird es ein Dichter?

Das Claudius Gedicht ist sehr gut. Bei Claudius fällt mir immer ein:

„Der Wald steht schwarz und schweiget“

So, liebe Sarah Kirsch
ich mach mal Schluss
grüsse Sie, Ihre Zugehörigen
und die Tierschaft
herzlichst



Tielenhemme, den 3. August 84

Lieber Harald Naegeli,
Hier sind nun 2 *echte* Autografen, für Sie kostenlos aber dem bürgerlichen Anwalt ziehen wir 1500 Mark ab oder entsprechende zärtliche Fränkli. Ich freue mich sehr, wenn Ihre Lage sich bald nun verändert und Sie in die Natur wenn sie noch da ist betätigen können. Das Schwein mit den gerunzelten Brauen soll sich nit sorgen, der Sprayer, er kömmt. Malt ihm eine Blume glatt auf den Leib mit Füßen, versteht sich. Ich drücke unsäglich die Daumen, hab 3 an der Zahl. 1000 Grüsse Sarah

Nachtrag zu Marx

In den beiden ersten Nummern dieser neuen Folge der „Spuren“ (1983) haben wir ein Gespräch veröffentlicht, das Gérard Raulet seinerzeit mit Michel Foucault für uns geführt hatte und das von beiden mit dem Titel „Um welchen Preis sagt die Vernunft die Wahrheit?“ versehen worden war. Aus Platzgründen verzichteten wir damals auf den Abdruck der letzten Passagen dieses Gesprächs, in denen Foucault sich zur intellektuellen Situation in Frankreich, vor allem aber zu Marx und zum Marxismus äußerte. – In der letzten Ausgabe der „Spuren“ nun hat sich Arno Münster aus Anlaß des Todes Michel Foucaults mit dessen Werk auseinandergesetzt; Münsters Text behandelte nicht zuletzt Foucaults Verhältnis zur Marxschen Theorie. Da seine Stellungnahme keineswegs nur auf Zustimmung gestoßen ist und durch Foucaults Äußerungen ergänzt, wenn nicht relativiert werden könnte; vor allem aber, da wir der Auffassung sind, daß diese Äußerungen zu Marx überraschende Hinweise enthalten, die manche Aspekte in Foucaults Werk deutlicher hervorheben, haben wir uns zur nachträglichen Veröffentlichung auch dieser Passagen des Gesprächs mit Foucault entschlossen. Der Titel „Nachtrag zu Marx“ stammt von uns; die Übertragung aus dem Französischen besorgte Khosrow Nosrati.

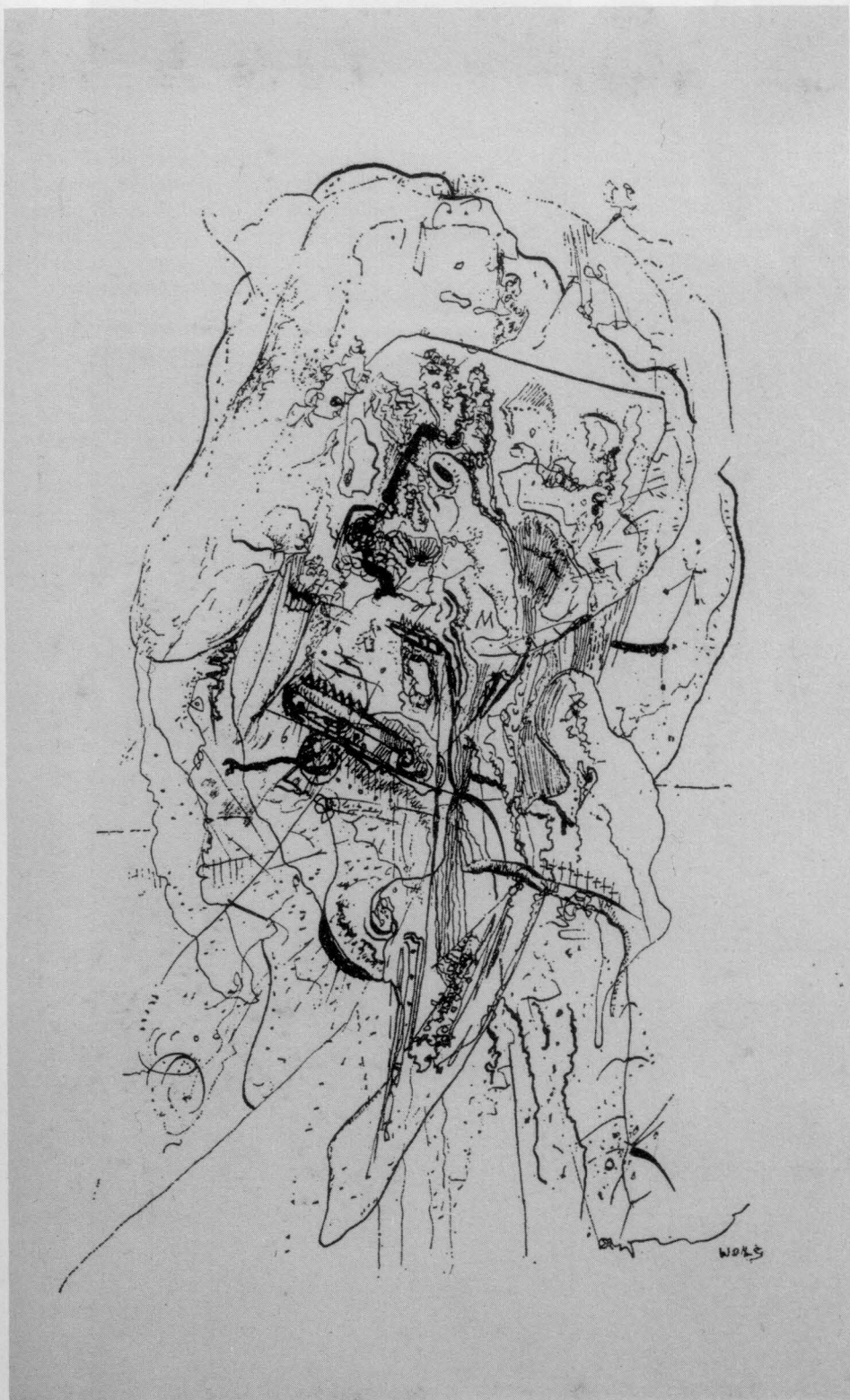
Raulet: Dem Marxismus geht es heute schlecht, weil er aus den Quellen der Aufklärung schöpfte. Gleichwohl ist er ein Motiv, das das Denken der siebziger Jahre beherrschte, ob man will oder nicht, auch wenn eine Anzahl Intellektueller – die „Neuen Philosophen“ – dieses Motiv vulgarisierte. Daher geht es dem Marxismus ziemlich schlecht.

Foucault: Ich weiß nicht, ob es ihm gut oder schlecht geht. Ich entscheide mich, wie Sie wissen, für die Formel: er ist eine Ansicht, die das Denken oder die Philosophie beherrscht hat... Sie stellen die Frage vollkommen zu Recht. Ich wäre geneigt zu sagen – und beinahe hätte ich Sie unterbrochen –, daß er nicht das Denken, sondern den Bodensatz des Denkens beherrscht hat. Doch das wäre billig, nutzlos polemisch und wahrhaft unangemessen. Man muß die Verhältnisse in Frankreich berücksichtigen. Bis in die fünfziger Jahre hinein gab es zwei Kreise des Denkens in Frankreich, die üblicherweise gegeneinander gleichgültig, wenigstens voneinander unabhängig waren. Der universitäre oder akademische Kreis des gelehrten Denkens und der Kreis des offenen oder fließenden

Denkens. Wenn ich „fließend“ („courante“) sage, dann will ich nicht sagen: von notgedrungen niedriger Beschaffenheit. Aber universitäre Bücher, Doktorarbeiten, Vorlesungen usw. blieben in akademischen Verlagshäusern, für akademische Leser bestimmt und beinahe ohne Einfluß außerhalb der Universitäten. Der besondere Fall Bergsons war eine Ausnahme. Nach dem Krieg erschien ein Denken, das sich, ursprünglich tief in der Universität verwurzelt, an eine umfassendere Öffentlichkeit als die akademische wandte. Zweifellos hat dabei der Existenzialismus eine Rolle gespielt, denn die Wurzeln Sartres sind Husserl und Heidegger, die keine publikumswirksamen Tänze vollführten („qui n'étaient pas des danseuses publiques“). Selbst ohne einen Mann vom Format eines Sartre ist diese Erscheinung heute weit verbreitet. Einzig Sartre oder vielleicht Sartre und Merleau-Ponty konnten das erreichen. Es ist ein wenig der Horizont aller geworden, aus einer Reihe von Gründen. Zunächst aus der Zerrüttung der Universität, der Vervielfachung von Studenten und Lehrern heraus. Aus der Zerrüttung interner Strukturen und der Erweiterung der akademischen Öffentlichkeit bildete sich schließlich eine Art sozialer Masse mit einer zerstäubten Kultur. Das ist keineswegs eine negative Erscheinung. Das durchschnittliche kulturelle Niveau der Bevölkerung ist entschieden gestiegen. Was auch immer man sagen mag – dabei spielt das Fernsehen eine große Rolle: die Leute erfahren von den neuen Schwindeln... dem Betrieb der Politik, der Interessengruppen, der Bewegungen innerhalb und außerhalb der Universität usw. All das hat dem Universitätsbetrieb ein Echo verliehen, das weit über die Universität und selbst die professionellen Intellektuellen hinausreicht. Gegenwärtig gibt es eine charakteristische Erscheinung in Frankreich: wir haben kaum mehr speziell philosophische Zeitschriften. Wenn man etwas schreiben will – wo kann man es schreiben? Schließlich muß man in weitgestreuten und recht allgemeinen Zeitschriften Unterschlupf suchen. Das ist eine ziemlich wichtige Erscheinung. So wird fatalerweise ein wohlausgearbeiteter Diskurs –

statt übernommen und ergänzt zu werden, zustimmend oder kritisch, um ihn zu vervollkommen, zu vertiefen, zu verfeinern – einen seichten Widerhall finden. Vom Buch zum Aufsatz, von der Zeitschrift zum Fernsehen gelingt es allmählich, eine Arbeit und ein Problem durch Schlagworte zusammenzufassen. Dieser Übergang von der philosophischen Frage zum Schlagwort, diese Umgestaltung der Frage nach dem Marxismus in: „Mit dem Marxismus ist es aus“ ist nicht von jemandem zu verantworten. Sondern man erkennt die abschüssige Bahn („le toboggan“), auf der sich das philosophische Denken oder die philosophische Frage zum geläufigen Konsumartikel wandelt. Während es einstmals zwei verschiedene Kreise gab und der institutionelle Kreis – der den Nachteil der Geschlossenheit, des Dogmatismus, des Akademismus hatte – bei allen Schäden weniger geschwächt wurde. Die Tendenz zur Abschleifung war geringer, während sie sich jetzt mit erstaunlicher Schnelligkeit vollzieht. Ich könnte eigene Beispiele geben. Vierzehn Jahre waren nötig, um mein Buch über den Wahnsinn in ein Schlagwort zu transformieren: „Im 18. Jahrhundert waren alle Narren eingesperrt“. Aber es hat keine vierzehn Monate gebraucht, es erforderte drei Wochen, um mein Buch über den Willen zum Wissen zum Schlagwort: „Die Sexualität war niemals unterdrückt“ umzugestalten. Ich habe selbst die Beschleunigung dieser Abschleifung erlebt, in einem für das philosophische Denken verabscheuungswürdigen Sinn. Aber man muß sich wohl sagen, daß dies die Verantwortung der Schreibenden erhöht.

Raulet: Einen Augenblick war ich versucht – um zum Schluß zu kommen, aber in der Form der Frage und ohne ein Schlagwort durch ein anderes ersetzen zu wollen – zu sagen: Mit dem Marxismus ist es also nicht aus? Im Sinne, wie Sie in der „Archäologie des Wissens“ schrieben, daß ein nicht verfälschter Marx dazu beitragen könnte, eine „allgemeine Theorie der Diskontinuität, der Serien, der Grenzen, der Einheiten, der spezifischen Ordnungen, der Autonomien und differenzierten Abhängigkeiten“ (deutsche Ausgabe, S.22) zu formulieren?



Wols: Schreckliche Anatomie eines Kopfes (*Anatomie affreuse d'une tête*, ca. 1947)

Foucault: Ja, ich will nicht mutmaßen, was die Form der künftigen Kultur sein wird. Alles ist wenigstens als mögliches Objekt im Inneren einer gegebenen Kultur gegenwärtig; wenigstens alles, was schon einmal erschienen ist. Das Problem der Objekte, die niemals in der Kultur erschienen sind, ist ein anderes Problem. Aber es gehört zur Funktion des Gedächtnisses und der Kultur, all die Objekte erinnern zu können, die einmal erschienen sind. Wiederholung ist stets möglich, die Wiederholung mit Zusatz („avec application“), die Transformation. Gott weiß, wie Nietzsche 1945 als endgültig disqualifiziert erscheinen konnte... Selbst wenn man zugesteht, daß Marx jetzt verschwindet, so ist es doch gewiß, daß er eines Tages wieder auftauchen wird. Ich wünsche mir – und da habe ich meine Formulierung im Vergleich zu der von Ihnen zitierten verändert – nicht so sehr die Ent-Fälschung („défalsification“), die Wiederherstellung eines wahren Marx, sondern ganz sicher die Entlastung, die Befreiung Marxens von der Parteidogmatik, die ihn lange Zeit zugleich eingeschlossen, vorgespannt und hochgehalten hat. Der Phrase „Marx ist tot“ kann man einen konjunkturellen Sinn geben, der relativ gesehen wahr ist, aber zu sagen, daß Marx als solcher verschwindet...

Raulet: Sollte der Hinweis der „Archäologie des Wissens“ besagen, daß Marx in gewisser Weise auf Ihre Methodologie einwirkte?

Foucault: Ja, unbedingt. In der Zeit, wo ich diese Bücher schrieb, gehörte es zum guten Ton, Marx in Fußnoten zu zitieren, um in der institutionellen Linken wohl angesehen zu sein. Davor habe ich mich gehütet. Ich könnte eine Reihe von Passagen auffinden, die ich mit Bezug auf Marx geschrieben habe. Wäre Marx nicht ein Autor mit einer solchen Funktion in der französischen Kultur und von einer solchen politischen Überlastung, dann hätte ich ihn in Fußnoten zitiert. Ich habe es nicht getan, um meinen Spaß zu haben und jenen Marxisten Fallen zu stellen, die mir genau jene Phrasen andrehen wollten. Das war Teil des Spiels.



Steine keine Steine

Zum Aufstand der Stadtnatur

Glätte

Die Kulturkritik kennt seit dem 19. Jahrhundert bestimmte, wiederkehrende Themen. Eines davon ist die Klage über die Schnelligkeit des Lebens. Mit der Erfindung der Maschine ist eine triviale Geschwindigkeit entstanden, die in ihrer Gedankenlosigkeit und Reflexhaftigkeit die Chiffre der Modernität ist.

Eine zeitgemäße Bildassoziation dazu ist diese: Jemand setzt sich in ein Automobil und schleudert sich über betonierte Landschaft. In diesem Bild ist die Rasanz der Konsumtion eingefangen. Sie hat zur Voraussetzung die der Produktion. Das Bemühen, das Tempo der Produktion kontinuierlich anzuziehen, entspringt der Logik des Kapitals. Der erhöhte Auswurf von Produkten zieht den Konsumenten in den Sog beschleunigter Umschlagszeiten. Es entsteht ein Zwang zur Nutzung.

Das Bild der rasanten Autofahrt wäre undenkbar ohne den vorgängigen Schnellstraßen- und Autobau. Die Fahrer exekutieren die Schnelligkeit, die die Produktion einfordert.

Hier entfalten sich nun Wirkungen auf einer anderen Ebene, nämlich auf der des Wunsches. Das langsame Leben kann mit einemmal aus der Restriktion entbunden werden. Die Zeit der Schwerelosigkeit und der zeitüberwindenden Bewegung ist angebrochen. Die Folge: Es wird eine Erinnerung ausgelöscht. Wer stellt sich noch vor, daß es einmal ein langsames Leben gab? Die Menschen werden sowohl einer physischen wie existentiellen Beschleunigung unterworfen.

Eine Ökonomie, die das Versprechen nach grenzenloser Ausdehnung und bedingungsloser Gratifikation beinhaltet, ist so phantastisch, daß sie als Besetzungsobjekt für die libidinösen Energien ideal erscheint. Der Materie wird durch die kraftvollen Produktionsmittel real die Widerständigkeit genommen. Die Wahrnehmung der scheinbar mühelosen Aneignung durchläuft das Imaginäre und produziert den psychischen Effekt: Es entsteht eine phantasmatische Allmacht.

Die Aufhebung der Realität vollzieht sich als ein zwischen Mensch und dem

Raum-Zeit-Gefüge verlaufender Schnitt. Die Realitätsbezüge werden zugunsten einer diffusen Zeitlichkeit verdrängt. Dauer und Moment sind als distinkte Zeitmaßstäbe nicht mehr erfahrbar. Es gibt nur mehr das Erleben ohne Temporalität. Der ökonomische Fortschritt, der Lichtgeschwindigkeit anstrebt, eliminiert das Zeiterleben. Das leichte Leben kennt nicht die behindernden Widerstände.

Anders ist es dort, wo der Mensch sich entwirft. Der Entwurf ist etwas, das schon den Widerstand gespürt hat. Die Raum-Zeit-Begrenzung bringt als noch zu überwindende den reflexiven Vorgriff erst hervor.

In der euphorischen Bewegung hingegen ist nur ein Fortgerissensein, eine Auflösung.

Brüche

Nun gibt es Anzeichen dafür, daß dieses Verhältnis von Ökonomie und Triebstruktur, das das Kennzeichen eines fröhlichen Nachkriegskapitalismus ist, sich aufzulösen beginnt.

Es gibt eine Marginalie, an der zu zeigen ist, daß Ströme vorhanden sind, die un gelenkt sind und ein Eigenleben haben. Das in Frage stehende Phänomen ist nicht eigentlich ästhetischer Natur, aber ihm kommt eine protosymbolhafte Qualität zu. Es hat bereits Interesse und Angst, ja, Todesangst hervorgerufen, denn es beginnt zu zerfallen.

Ein Vorfall hat diese besorgte Wachsamkeit ausgelöst: Am 21. Mai 1980 stürzte das Betondach der Berliner Kongreßhalle ein. Alles geschah plötzlich, keiner hatte es erwartet. Zuerst vermochte niemand zu erklären, wie es geschehen konnte. Der Spannbeton hatte seine eigene Last nicht mehr tragen können. Fast hätte er die in dem Gebäude tagenden Menschen erschlagen und unter sich begraben. Ironischerweise fand zu diesem Zeitpunkt ein Kongreß mit Architekten statt. Das Geschehen hat literarisch-mythenhafte Züge: Die unbelebte Stadtnatur hat sich in einem Krampf gegen ihren Schöpfer gewandt und ihn um Haaresbreite getötet.

Das ist nur ein Beispiel. Es geht nicht um das Gebäude allein, sondern um den Stoff, aus dem es gemacht ist. Beton. Und es geht um den Vorfall, dem paradigmatische Bedeutung zukommt. Der künstliche Stein ist materialisierte Ideologie. Obwohl er die Kulturlandschaft in seiner grauen Farblosigkeit gesichtslos zu machen trachtet, kommt ihm eine Expressivität zu, die von mehr kündigt als der Banalität.

Präsenz und Unauffälligkeit fallen zu einer Einheit zusammen und entfalten eine subkutane Wirkung. Sie bilden ein hypnotisches Sprechen, das es vermeidet, an das Bewußtsein zu appellieren. Dennoch hat Beton eine Symbolkraft, die erfahrbar ist. Der Zusammenhang wurde bereits exponiert: In ihm ist die Antinomie von Stillstand und Bewegung verkörpert.

Er ist das Material der Modernität. Seine Eigenschaft, vom halbflüssigen zum festen Aggregatzustand zu wechseln, seine Formbarkeit, die endlose Reproduzierbarkeit machen ihn zum Fetisch des Fortschritts. Er ist überall; wo er noch nicht ist, wird er bald sein. Schnelligkeit ist das Merkmal seiner Verarbeitung. Der Planer zeichnet mit dem Finger auf der Landkarte eine imaginäre Linie, und schon ergießen sich die Mischmaschinen. Eine neue Autobahn schlängelt sich durch das Land.

Diese Progressivität trägt jedoch in sich, was ihr eigentlich feindlich ist. Sie zielt auf Letztendgültigkeit. Beton tritt mit dem Pathos des ewig Neuen auf. Seit Le Corbusier ist er mit der Glorie der letzten Errungenschaft versehen. Das ist ein Herrschaftsmechanismus.

Es bleibt der Widerspruch verdeckt, daß in der Neuheit schon das Veralten mitgedacht ist. Die Ausblendung des Alterns nimmt dem Fortschritt seine Dialektik, er wird seiner Zeitlichkeit beraubt. Er ist nicht mehr in Kategorien historischer Fortentwicklung faßbar, sondern er ist ein System ohne Anfang und Ende. Er wird nur instrumentell definiert. Das Perpetuum mobile ist die modellhafte Utopie solchen Fortschritts, der sich verausgabungslos in seiner Bewegung verewigen möchte. Es entsteht eine eigentümliche Einheit von Stillstand und Bewegung.

Es ist unübersehbar, daß durch die spezifische Verwendung des Betons kapitalistische Monumente entstehen, die das Bestehende feiern. Hier ist symbolisch vorgeformt, was das System ausmacht: Die Expansion ist ewig. Die Negation bleibt als mögliches Ereignis, als nicht zu denkende ausgegrenzt. Grandiosität darf sich nicht der Tatsache bewußt werden, daß sie einem Alterungs- und Verfallsprozeß unterworfen sein könnte.

Die graue Präsenz des Betons steht wie eine Allegorie im Leben und kündigt vom Immerwähren der Schnelligkeit, der geraden Linie, der Nützlichkeit, der Effektivität. Die glatte Oberfläche ist ein Imperativ, der den Geschwindigkeitsrausch erzwingt. Die Glätte ist unerbittlich. Diese Herrschaft ist von solcher Art, daß sie von den Menschen Dankbarkeit für das zelebrieren läßt, was sie ihnen doch antut. Es ist allein daran zu erinnern, mit welcher Vehemenz die Geschwindigkeitsbegrenzung auf Autobahnen bekämpft wird. Die Vorstellung der gemütlichen, langsamen Fortbewegung ist mit dieser Realität nicht vereinbar.

Im Beton ist ein *Jetzt* petrifiziert, das von einem *Nachher* nie eingeholt werden darf.

Doch mit einemmal reißen die Wände auf. Plötzlich ist alles nicht mehr ganz so, wie es war. Unterhalb rasender Umschlagszeiten wird die langsame, beharrliche Zeit, wird Geschichte sichtbar. Was in Berlin spektakulär und tösend war, vollzieht sich leise, doch immer weniger überhörbar überall. Die glatten Oberflächen werden rissig, springen auf, werden durchlässig. Überall, wo in den letzten 25 Jahren Beton verbaut wurde, beginnt seit geraumer Zeit dieses Material aufzuquellen. Der rostende Stahl dehnt sich aus und sprengt den Beton. Die Statik vieler Gebäude ist bedroht. Es sind in erster Linie Spannbauten – es soll allein 12 000 Brücken in dieser Bauart in der Bundesrepublik geben –, die von der Krankheit Zeit befallen sind. Regenwasser dringt in die Spalten und frißt am Stahl. Eis preßt den Beton auseinander. Die Schwingung der Teile zerrt an der Stabilität.

Wo bis vor kurzem noch unbekümmert, optimistisch und selbstvergessen der

Autoverkehr sich regte, dort haben Baustellen den Platz okkupiert, die wie Dämme den Fluß im Stau lahmlegen.

Die vom Menschen produzierte Materie vollzieht die historische Dialektik. Die Arbeit der Reflexion, der sich die Menschen entledigt haben, geht über in den materiell-symbolischen Prozeß. Er zwingt die Gesellschaft zurück in die Geschichte. Das selbstdestruktive Momentum, das in den Dingen wohnt, unterhöhlt die Ideologie der rasenden Zeitlosigkeit. Die Produkte des praktischen Nutzens erledigen sich selbst, sie entziehen sich der unbarmherzigen Instrumentalisierung. Das ist ein Schock, der etwas Vergessenes zutage fördert: Es gibt ein leeres Nachher, das einen Sinn einklagen wird. Es gibt die Konfrontation mit Zukunft.

Dieser Prozeß ist allerdings noch nicht gesellschaftlich, er ist naturhaft. Die langsame Erosion der Bauten ist als eigensinniger Verlauf daher unheimlich. Es offenbart sich ein Leben in dem, was tot geglaubt wurde. Die Idee, daß sich Gesellschaft in einer Zirkularität, einem kybernetischen Gleichgewicht befindet, wird durchbrochen von einer Linearität, die den Gegensinn zum herrschenden Ganzen bewahrt. Aber der Gegensinn hat es mit der Verdrängung zu tun. Was er verheißt, löst Angst aus. Das Unbewußte reagiert mit Katastrophphantasien, wenn die Stütze der ritenhaften Gleichförmigkeit fortgezogen wird. Plötzlich verspüre ich das Schwanken der Brücke unter mir und höre das Knacken in den Dächern. Die existentiellen Sicherheiten, Vertrautheiten erweisen sich als Illusion.

Aber die Angst, auch wenn sie den Tod antizipiert, zeigt ebenso das Neue an. Herbert Marcuse soll auf die Frage, was nach der Revolution noch zu tun sei, geantwortet haben: „Die Städte niederreißen und neue bauen“. Auch wenn die Reparaturkolonnen versuchen, das Alte zu restaurieren, um den Schein der Unveränderbarkeit zu bewahren, so hat sich doch ein Horizont aufgetan. Die bewußte Aktion, von der Marcuse träumte, ist es noch nicht, aber indem die Symbole und Produkte des Kapitalismus sich selbst zunichte machen, deuten sie sie an. Die *implosive Gewalt* (Baudrillard)

ist Vollstrecker der historischen Dialektik. Das System weitet sich nicht mehr aus, es ist gesättigt. Das System schrumpft.

Das ist eine Chance. In Berlin bröckelt die Stadtautobahn, ein Monstrum, das den rauschhaften Leerlauf modernistischer Fortschrittsideologie verkörpert. Und das Märkische Viertel muß für mindestens 50 Millionen Mark saniert werden. Überlassen wir diese Monumente sich selbst. Die Letargie und die Passivität dem Ganzen gegenüber sind die subversiven Tugenden, denn sie rechnen mit der historischen Zeit. Sehen wir zu, wie der Kapitalismus kosmetisch wird. Farbe allein wird ihn nicht zusammenhalten.



Hoffnungen – vom Futur bis zum Plusquamperfekt

Ziemlich sicher scheint mir zu sein, daß wir nicht „aus der Geschichte lernen“ können. Ungewisß ist selbst, ob aus den einzelnen historischen Erfahrungen zu lernen ist. Wenn es möglich wäre, so fragt sich, warum von solcher faszinierenden, aussichtsreichen, rettenden Möglichkeit so wenig Gebrauch gemacht wird.

Vor nicht allzu langer Zeit wurden in Ländern des NATO-Bündnisses Freiwillige nach Nicaragua angeworben, damit sie dort in Arbeitsbrigaden bei der Ernte behilflich und der sandinistischen Politik nützlich sein können. Auch – das wurde in der Werbekampagne deutlich formuliert – aus einer taktischen Erwägung: daß Truppen der Vereinigten Staaten, sollte ihr Einsatz gegen Nicaragua befohlen werden, auf Landsleute und Landeskinder der Verbündeten schießen müssen (sie werden es im Fall einer offenen Intervention ungeniert und ungerührt tun).

Daß ein Geschichtsbuch an dieser Stelle und ausführlich als andere Neuerscheinungen besprochen wird, hat im übrigen drei Gründe, die in der diskontinuierlichen Entwicklung unserer Zeitschrift liegen. Als 1976 die Zeitschrift „Kunst und Gesellschaft“, deren Arbeit verändert und verbessert fortzusetzen sich die „Spuren“ etwas später anschickten, die Haltungen der Künstler zu den Fragen von Krieg und Frieden im 20. Jahrhundert, die Rolle der Schriftsteller in der Kriegs- und Antikriegs-Propaganda in zwei dickleibigen Heften würdigte, wurde der Spanische Krieg der Jahre 1936-1939 aus naheliegender Vorsicht und nahegebrachten Rücksichten ausgeklammert; obwohl von kompetenter Seite das Angebot vorlag, gerade auch die Politik und die Verbrechen der Kommunisten in diesem Zusammenhang zu untersuchen. 1978 präsentierte das Heft 5 der „Spuren“ (in Auszügen) die deutsche Erstveröffentlichung des „Offenen Briefes an die Mitglieder der Kommunistischen Partei Spaniens“ von Fernando Arrabal; dieser Abdruck (nebst programmatischer Einleitung) markierte das Ende des einseitigen „Bündnisses“ der Zeitschrift mit den „Marxisten-Leninisten“. Daß in Heft 3/1983 beim Bericht über den Exil-Kongreß von Osnabrück in der gebotenen Kürze eine gründlichere Würdigung der dort zusammengefaßt vorgetragenen Forschungsergebnisse des Bonner Historikers Patrik von zur Mühlen unterbleiben mußte, ist der letzte und marginalste Grund. Es geht gewiß um mehr als um einen routinemäßigen Nachtrag. Mühlen hat (unter dem Titel „Spanien war ihre Hoffnung“) aus einer Auswahl aus rund vierzigtausend Publikationen und gestützt auf eigene Recherchen die Gesamtdarstellung des Einsatzes der deutschen Linken auf der Seite der spanischen Republik in den dreißiger Jahren versucht, einen Fragenkomplex durchleuchtet, der voll ist von „unbewältigter Vergangenheit, die in die Gegenwart hineinreicht“ (Spuren 5/1978) – Vergangenheit, die sich freilich auch durch noch mehr wissenschaftliche, politische und autobiographische Literatur nicht „bewältigen“ lassen wird, deren Gewaltpotentiale jedoch zu erneuter Erörterung herausfordern. – Frieder Reininghaus.

Als am 18. Juli 1936 General Francisco Franco mit einer Offiziersjunta gegen die Regierung in Madrid putschte, war die Kommunistische Partei Spaniens (PCE) eine relativ bedeutungslose Splitterpartei. Die spanische Linke wurde von den Sozialisten und den Anarchisten (sowie deren Gewerkschaften) geprägt. Die linke Regierung in Madrid, aus der deutlichen parlamentarischen Mehrheit der „Volksfront“-Parteien bei den Wahlen zum Cortes im Februar 1936 hervorgegangen, repräsentierte etwa die Hälfte der Bevölkerung.

Dunkelste Punkte

Patrik zur Mühlens jüngst im Verlag Neue Gesellschaft (Bonn) erschienenenes Buch „Spanien war ihre Hoffnung“ (292 Seiten) ist um ein Höchstmaß an „Sachlichkeit“ bemüht, hält es nach Möglichkeit mit harten Dokumenten, verbietet sich weithin alle Spekulation. Vielfältige und widersprüchliche Zeugenaussagen werden vorsichtig eingeführt und in der Regel gebührend zurückhaltend gewertet. Die vom Kriegsgegner erhobenen Anschuldigungen wegen Verbrechen der „Volksfrontregierung“, gegen die sie stützenden Parteien und insbesondere die Kommunisten als ihrem „harten Kern“ sind nicht Gegenstand der Untersuchung, bleiben als Propaganda von der Tatsachenerhebung ausgeschlossen. Die insistierende Genauigkeit des neuen Spanienkrieg-Buches ist doppelt unbequem. Das ausgebreitete Material und die Akzentsetzung dieser Arbeit widersprechen dem in der DDR gepflegten Bild vom „nationalrevolutionären Krieg“ Spaniens in den entscheidenden Punkten. Dabei geht Mühlen ohne Abstrich von der Legitimität, mit gewissen Vorbehalten sogar von der historischen Notwendigkeit des „Volksfront“-Bündnisses aus. Freilich legt sein Text schonungslos die Gewaltmechanismen offen, die die Veränderung des politischen Konzepts einer in Regierungsverantwortung und durch die Nöte des Kriegs zusammengeführten Linken, die Verschiebung des Kräfteverhältnisses innerhalb der schrumpfenden Republik Spa-

nien bewirkten.

In der DDR wird noch heute der Mantel des Schweigens und ein Schleier von Legenden über bestimmte Formen jener damals in Spanien praktizierten Form der „internationalen Solidarität“ gelegt. Prominente Mitglieder der Partei- und Staatsführung waren einst tief in den Terror auf der iberischen Halbinsel verstrickt – nachweislich oder mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit. Zum Beispiel Wilhelm Zaisser; als „General Gómez“ befehligte er ab Dezember 1936 die XIII. Brigade; zuvor war er auf sowjetischen Militärschulen und von russischen Geheimdienststellen ausgebildet und eingesetzt worden, u.a. als Organisator beim Aufstand in Kanton (China); er brachte es später zum Geheimdienstchef und Minister für Staatssicherheit in der DDR. Gegen seinen bis heute tätigen Amtsnachfolger Erich Mielke (wohl der „weltweit dienstälteste Chef einer Geheimpolizei“) bestehen schwerwiegende Anklagen von einstigen Spanienkämpfern, „weil er ausschließlich im Hinterland ‚Vernehmungen‘, Folterungen und Erschießungen durchführte“. Die wenigsten seiner Opfer dürften tatsächlich Agenten Francos, Saboteure oder Desserteure gewesen sein. Belastet werden auch die frühere Nummer Eins der DDR, Walter Ulbricht. Oder der jetzige Verteidigungsminister Heinz Hoffmann. Die kommunistische Parteiliteratur hat auch in der Phase des „Taufwettens“, während der späten Ansätze zu „Entstalinisierung“, verdiente Diener des Engagements der „Kommunistischen Internationale“ (KOMINTERN) in Spanien nicht im Regen stehen lassen, gar verstoßen. Patrik zur Mühlens Studie artikuliert deutlich den Widerspruch zur Geschichtsschreibung, die auf die Staats- und Parteidoktrin der DDR verpflichtet ist.

Ebenso streng grenzt sie sich von jenen noch immer in der Bundesrepublik umlaufenden Vorstellungen ab, nach denen die aufständischen Truppen des General Franco mit Hitlers und Mussolinis Hilfe in Spanien begonnen hätten, Europa vor der Überrumpelung durch „die Roten“ zu bewahren; Theorien, wonach der Vormarsch des kommunistischen Totalitarismus

durch – vielleicht wird das sogar eingestanden – nicht eben feine Methoden aufgehalten werden mußte. Wer sich davon überzeugen wird, wie oberflächlich und unwirksam der Schnitt war, den vorherrschende Strömungen der westdeutschen Geschichtsschreibung nach 1945 gegenüber der nationalsozialistischen Propaganda zogen, sei auf Geschichtslehrbücher verwiesen, die in den fünfziger und sechziger Jahren an den Schulen eingeführt waren. In denen, aus welchen ich zu lernen hatte, wird die Darstellung der sozialen Spannungen in Spanien vor und während des Militärputsches verfälscht. Die Legitimität der „Volksfront“-Regierung wird wegretouchiert, das Ausmaß und die blutige Konsequenz der deutschen „Hilfe“ für Franco heruntergespielt, die „Legion Condor“ verschwiegen. Von den Freiwilligen in den Volksmilizen und den Internationalen Brigaden wird in der Sprache des Goebbelschen Propaganda-Ministeriums geschrieben: „Zu Beginn des Jahres 1939 fluteten die Rotarmisten in Scharen über die Pyrenäen zurück.“

Durch die Wüste der Details

Patrik zur Mühlen montiert eine Fülle von Fakten auf fast 300 engbedruckten Seiten zu einem schlüssigen Bild der Ereignisse. Diese Tatsachen sind in der Hauptsache nicht neu. Das Buch bietet – über die im Mittelpunkt stehende Erörterung der Zusammensetzung und Arbeitsweise der Interbrigaden hinaus – eine Gesamtdarstellung des spanischen Krieges von 1936 bis 1939. Die kommunistische Propaganda erhob ab 1936, verstärkt Anfang des Jahres 1937, massive Vorwürfe gegen den POUM, eine linkssozialistische Partei, die auch Kontakte unterhielt zur deutschen KPD-Opposition und zur Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands (SAP).

Wahrheitswidrig behauptete die KP-Presse fortgesetzt (und transportierte solche Lügen bis in die DDR-Literatur und die aus ihren Quellen sich speisende westdeutsche), der POUM sei eine „trotskistische Organisation“ (obwohl Trotzki sie öffentlich schmähte), eine „Verräterpartei, die im



Solde der faschistischen Mächte arbeite und den Wunsch habe, daß Franco und Hitler den Sieg davon trügen“. Die Anschuldigungen waren absurd und wurden durch den mutigen Einsatz der POUM-Aktivisten gegen die aufständischen Truppen widerlegt. Kein Dementi half. Die POUM-Kräfte wurden nach einer Provokation durch den (kommunistischen) Polizeipräsident von Barcelona durch Elitetruppen (unter kommunistischem Kommando) entwapnet. Die Parteiführung wurde nach dem Muster der Moskauer Schauprozesse gegen angebliche „trotskistische Verschwörer“ und „Zusammenarbeit mit dem Feind“ angeklagt. Der POUM-Generalsekretär Andrés Nin wurde verhaftet, aus dem Gefängnis entführt und ohne Anklage oder Urteil Mitte Juli 1937 bei Madrid erschossen.

Wie bereits in verschiedenen Berichten von ehemaligen SpanienKämpfern und früheren Darstellungen nachzulesen, beschreibt auch Patrik zur Mühlen den Frühsommer 1937 als Höhepunkt der Tätigkeit der Geheimpolizei- und Geheimdienst-Apparate. Die kommunistischen Funktionäre saßen nach einjähriger Tätigkeit hinreichend fest auf den wichtigsten Amtsstühlen der Innenpolitik; der Druck der Moskauer KOMINTERN-Zentrale sorgte dafür, daß die in Rußland begonnene „Säuberung“ auf internationaler Ebene fortgesetzt wurde; die sowjetischen Waffenlieferungen hatten die spanische Republik in direkte Abhängigkeit gebracht und machten sie für kommunistische Forderungen erpreßbar; Teile des Bürgertums, der baskischen und katalanischen Nationalisten, der Liberalen sahen die schrittweise Ausschaltung des POUM, des anarchistischen Einflusses und der Linkssozialisten nicht ungern – sie brauchten sich selbst die Hände nicht blutig zu machen.

Ein halbes Dutzend Geheimapparate

Die Tätigkeit der geheimen Apparate ging über die legitimierbare Funktion, Ordnungsfaktoren in einem vom Bürgerkrieg gebeutelten Land zu setzen, weit hinaus. Das Hotel „Colón“ in Barcelona war nicht nur Sitz des Zentralkomitees des PCE, einer in den Kriegsjahren von dreitausend auf 300.000 Mitglieder anwachsenden Regierungspartei, sondern zugleich auch das Büro der KOMINTERN für die Iberische Halbinsel und Sitz geheimer Dienststellen. In den Kellern des „Conón“ wurden nachts durchschnittlich zehn bis zwölf Menschen umgebracht.

Der wichtigste der drei Geheimdienste in der spanischen Republik, SIM (Servicio de Invertigación Militar), beschäftigte bereits kurz nach seiner Gründung im Jahre 1936 über sechstausend Agenten. Er wurde maßgeblich mit Hilfe sowjetischer „Berater“ auf- und ausgebaut und in den Schlüsselpositionen mit „zuverlässigen Kommunisten“ besetzt. Daneben und verflochten mit dem SIM existierte in Spanien eine Auslandsabteilung des sowjetischen NKWD.

„Tatsächlich waren von rund 3000 sowjetischen Funktionären, die sich 1936-1939 in Spanien aufhielten, nur 41 Kombattanten. Alle übrigen waren – getarnt als Diplomaten, Journalisten, Offiziere oder irgendwelche Fachberater - Agenten für militärische, politische, geheimpolizeiliche und nachrichtendienstliche Aufgaben.“

Zusätzlich zu den staatlichen spanischen und den sowjetischen Apparaten organisierten die katalanischen Kommunisten eine eigene Geheimpolizei. Auch sie durfte ohne gerichtliche Anordnung Personen verhaften und verhören. Die weitgehend recht- und schutzlosen deutschen

Emigranten waren dem von den deutschen Kommunisten eingerichteten „Servicio Alfredo Herz“ anheimgegeben, der für einen wirklich gut - und das heißt: absolut diskret - arbeitenden Geheimdienst den Historikern zu viele Spuren hinterlassen hat. Alfredo Herz ließ in der Regel von spanischen Polizeiagenten, die im rechten Augenblick zur Stelle waren, verhaften; mitunter tat er es auch selbst mit gezogener Pistole. Die Einzelheiten über die Methoden der Verhöre und der Verfolgung all derer, die den Kommunisten für die Fortsetzung des Kampfes gegen die aufständischen Rechten als gefährlich galten, hat Patrik zur Mühlen - soweit dies überhaupt noch möglich ist - genau rekonstruiert; sie spotten allen rechtsstaatlichen, demokratischen, humanitären Grundsätzen: „Wahrscheinlich wird man allein unter den Deutschen in Spanien zwischen 100 und 200 Opfer des 'Servicio Alfredo Herz' annehmen dürfen - nicht eingerechnet die Personen, die als Angehörige der Internationalen Brigaden einer ähnlichen Behandlung durch die militärische Geheimpolizei unterzogen wurden.“

Der Fall Beimler

Von besonderer Brisanz ist schließlich die kontroverse Erörterung des „Falles Beimler“. Dem prominenten und beim Parteivolk beliebten KPD-Funktionär Hans Beimler war die Flucht aus dem KZ Dachau gelungen. Er bekleidete als kriegserfahrener Kämpfer das informelle Amt eines politischen Beraters bei der Elften Internationalen Brigade, geriet im Herbst 1936 in Widersprüche zu politischen und militärischen Entscheidungen leitender Stellen. Daß „Hans der Kommissar“ gewesen sei oder „Kommandeur der XI. Brigade“, ist die erste der Legenden, die von den Kommunisten nach Beimlers Tod (am 1.12.36 bei der Universität Madrid) aufgetischt wurden.

Die kommunistische Presse gab nacheinander mehrere voneinander abweichende Darstellungen des „Heldentods“, die auch innerhalb der einzelnen Texte erhebliche Ungereimtheiten enthalten. Sofort tauchten daher Gerüchte auf, daß

Beimler, den die kommunistische Führung wegen der Hochachtung, die ihm die Frontsoldaten entgegenbrachten, nicht fallen lassen konnte, einem Anschlag zum Opfer gefallen sei, nicht einer feindlichen Kugel.

Patrik zur Mühlen zeichnet diesen „Fall“ mit kriminalistischer Akribie nach, reicht gar Skizzen zum Tatort. Das liest sich spannender als die meisten Krimis - und ist doch in fast unterkühlter, ans Amtsdeutsch angelehnter Sprache abgefaßt. Die Wirklichkeit vermag nicht erst heute die literarische Phantasie mitunter zu überflügeln. Knallhart. Das Résumé dieses „Falles“ untergräbt auch die Hoffnung, daß es bei der - für manche wohl tröstlichen - Legende vom Heldentod im gerechten Verteidigungskrieg nicht mit rechten Dingen zugeht: „Die Darstellungen, die die tödlichen Schüsse den feindlichen Truppen zuschreiben, lassen sich nicht zu einer widerspruchsfreien Einheit zusammenfügen. Aber auch die Thesen über einen möglichen direkten oder indirekten Mord enthalten unvereinbare Aussagen.“

Gestrandete Hoffnungen

Patrik zur Mühlers Buch über den spanischen Bürgerkrieg und die deutsche Linke dehnt aus gutem Grund die Präsentation von Forschungsergebnissen über das Ende der militärischen Kampfhandlungen im Februar 1939 hinaus bis zur Gegenwart aus. Kurz gestreift wird die Präsenz deutscher Schriftsteller im Spanien der dreißiger Jahre. Bedauerlicherweise bleibt der Ausblick auf die so unterschiedlich wirksame literarische Produktion über das im Krieg stehende Land seltsam mager. Gerade aus ihr wäre so viel zu extrapolieren über die Hoffnungen und Enttäuschungen, die sich mit dem spanischen Abwehrkampf verbanden; in ihr sind auch Motive für viele Formen der Selbsttäuschung und der Angst vor Desillusionierung zu finden.

Zu den Vorzügen des Buches gehört, daß es sich abschließend mit dem weiteren Schicksal der deutschen Kämpfer auf der Seite der spanischen Republik beschäftigt, ihre Lebens- und Leidenswege durch die

französischen Internierungslager und in neue Exilländer oder nach dem Zugriff der GeStaPo in deutschen Gerichtssälen, Gefängnissen oder Konzentrationslagern verfolgt. Den Bruch, den viele nach dem Ende des Spanien-Krieges vollzogen, klammert es ebenso wenig aus wie die Behandlung der Spanien-Veteranen in der DDR und der „vaterlandslosen Gesellen“ in der Bundesrepublik.

Insgesamt läßt das Buch gewisse linkssozialdemokratische Präferenzen erkennen, Sympathie für vergeblich versuchte „dritte Wege“. Vielleicht ist ein solcher unstabiler Ort der Hilfspunkt gewesen, der dem Historiker Mühlen eine so analytische und übersichtliche Darstellung der komplexen Zusammenhänge gestattet hat. Und obwohl die Last des Objektivierens und der Tonnen von Literatur und Akten auf dem Text liegt, wird durch ihn ein Stück Geschichte durchleuchtet, das hierzulande nur zu gerne ins Abseits gerückt wird oder ohnedies unbeachtet bleibt. Zwischen den Zeilen aber wird deutlich, welche Furcht, welche Gewalttätigkeit und Grausamkeit schon im Vorfeld des zweiten Weltkrieges losgelassen und verbreitet wurden. Und welche Hoffnungen! Wir können sie so nicht mehr haben. Für nichts und niemand.



Claus Döpfer, Christine Fröhling, Mins Minssen

Über das Leben der Dinge in ihren alten Tagen und danach

Ich mag, schreibt Christine, alte Briefe und Ansichtskarten, mißratene Paßbilder, die man in den Abfallbehältern an den Knipsautomaten findet, alte Hüte, Brillen, von denen man nicht weiß, wem sie einmal gehört haben, Photoalben und Schulhefte von irgendwann, leere Parfümflaschen, das Feuer unter der Glaskuppel in der Müllverbrennungsanlage, wo ich mal gearbeitet habe, das Füttern von Glascontainern.

Bis bald, schrottige Grüße!

Einmal versuchen wir, Flaschen gleichzeitig in die beiden gegenüberliegenden Öffnungen des Glascontainers zu schieben, damit sie sich in der Mitte treffen. Das tun sie aber nicht.

Dann muß Christines störrische Yamaha geschoben werden, anders mag die nicht mehr anspringen. Wenn sie anspringt, saugt sie so viel Sprit, daß man sie mitten in der Nacht mit leerem Tank an einer Flieherhecke zwischen Lindaunis und Rieseby stehenlassen muß, oder viele andere Male sonstwo. Claus erzählt: Heute sah ich wieder Christine mit einem Reservekanister zu ihrem Motorrad trampeln. Oder Frau kriegt 1000 Vögel im Elbtunnel gezeigt, wenn sie nicht mehr recht vorankommt, weil der Frischöltank ein Loch gekriegt hat, der Auspuff auch, aber das ist nicht so schlimm. Jedenfalls, und damit kommen wir zum Punkt, ist der Hobel auf Selbstzerstörung aus oder auf das, was danach kommt, so einen Dinghimmel, die ewige Seligkeit für Schrott.

Manche erkennen das und bauen die Maschinen gleich so: Einer erzählt von einem kleinen Apparat, da steckt man eine Mark rein. Dann fängt der an zu rattern, wodurch eine Blechhand aus dem Inneren des Gehäuses erscheint. Die packt einen Bremshebel an der Seite des Apparats, und schon steht der still. Endlich hat er seine Ruhe. Der Benutzer ahnt, wo die Dinge hin wollen.

Ernst Bloch schreibt in den „Spuren“ von diesem mißtrauischen städtischen Bauern. Zwei Schiffe sind nachts mitten auf dem Wannsee ineinandergefahren. Ein Zufall. Die Kapitäne sollen betrunken gewesen sein. „Ein Zufall?“ ruft der Mißtrauische.

„Wo es doch schon nüchtern und bei Tag ein Kunststück ist, zwei Schiffe mitten auf dem Wannsee gegeneinander zu steuern!“ Wenn die Katze betrunken ist, tanzen die Mäuse auf dem Tisch, und die Dinge veranstalten ein Preisschießen aufeinander. Dem Rudergänger dreht sich das Rad in den Händen, er kann nicht dagegen an, aber wer glaubt ihm das? Man würde ihn auslachen. Das kommt auch in der Kieler Förde vor, noch heute und trotz Radar. Die See-gerichte, die Bescheid wissen, verurteilen, um die Bevölkerung nicht zu beunruhigen, dennoch die Kapitäne. Es soll nicht zu viel bekannt werden über diesen heimlichen Krieg, der da stattfindet mitten im Frieden.

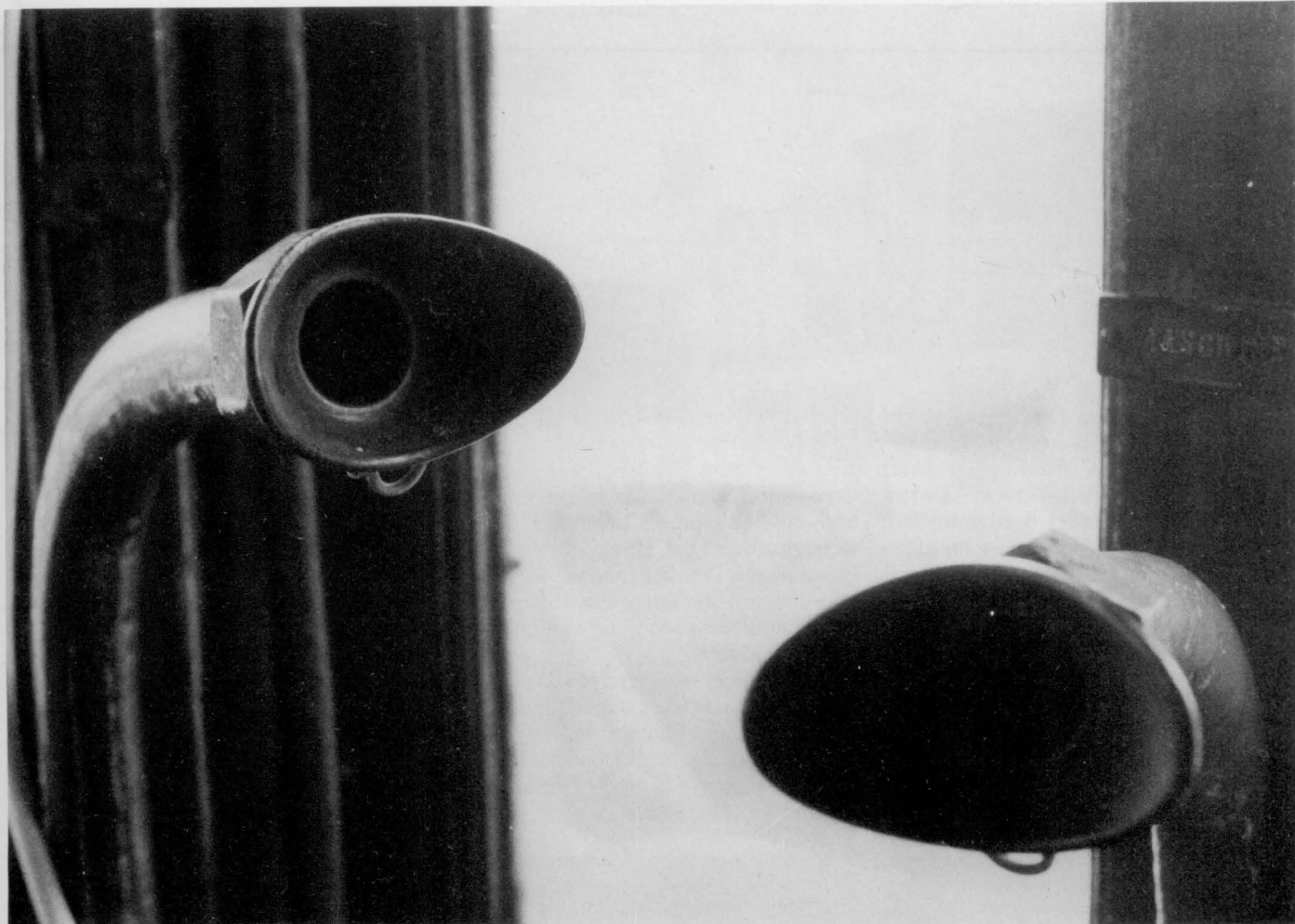
Und wie ist es mit dem anderen Krieg, den jeder merkt? Mins, Du warst damals noch klein, kannst Du Dich erinnern?

Die dröhnende Nacht war im Luftschutzkeller zugebracht worden, in Oldenburg. Die spärlich beleuchteten Wände waren grau und zitterten. Am nächsten Morgen stand das Haus noch, nur ein kleiner Teil der Dachziegel hatte sich vom Luftdruck in den Garten tragen lassen. Der Luftdruck hatte auch die Scheiben im Schlafzimmer von Onkel und Tante überwältigt. Die Scheiben hatte es nun erwischt, während die Menschen gut davongekommen waren, aber Mins hatte sie noch nie so übermütig gesehen, die Scheiben, gegenüber den Menschen, die nur irgendwo zwischen erschrocken und erleichtert dastanden. Während man früher das Glas gar nicht wahrnahm, achtlos regelrecht durch es hindurchguckte, war es nun anders. Hunderte von Scherben räkelten sich in der Morgensonne auf den Leintüchern des in der Nacht eilig preisgegebenen Bettes. Das funkelte, glänzte, schimmerte und blitzte, daß es eine rechte Lust war für die Scherben und für Mins, der es nicht besser wußte. Es ist irgendetwas dran an Glas, so für sich. Im nun nahen Draußen sangen ungedämpft die Vögel. Mins fällt das alles später wieder ein. Da ist er ein klein bißchen fiebrig, der Vater sitzt am Bett und liest aus dem Taugenichts: „Als ich nach und nach wieder zur mir selber kam, hörte ich wie im Traume die beiden Maler noch immer neben mir sprechen und die Vögel über mir

singen, und die Morgenstrahlen schimmerten mir durch die geschlossenen Augen, daß mir's innerlich so dunkelhell war, wie wenn die Sonne durch rotseidene Gardinen scheint. 'Come è bello!' hört' ich da dicht neben mir ausrufen. Ich schlug die Augen auf und erblickte den jungen Maler, der im funkelnden Morgenlicht über mich herabgebeugt stand, so daß beinahe nur die großen schwarzen Augen zwischen den herabhängenden Locken zu sehen waren. Ich sprang geschwind auf, denn es war schon heller Tag geworden. Der Herr Leonhard schien verdrüsslich zu sein, er hatte zwei zornige Falten auf der Stirn und trieb hastig zum Aufbruch. Der andere Maler aber schüttelte seine Locken aus dem Gesicht und trällerte, während er sein Pferd aufzäumte, ruhig ein Liedchen vor sich hin, bis Leonhard zuletzt plötzlich laut auflachte, schnell eine Flasche ergriff, die noch auf dem Rasen stand, und den Rest in die Gläser einschenkte. 'Auf eine glückliche Ankunft!' rief er aus, sie stießen mit den Gläsern zusammen, es gab einen schönen Klang. Darauf schleuderte Leonhard die leere Flasche hoch ins Morgenrot, daß es lustig in der Luft funkelte.“

Für diese langhalsigen leeren Weinflaschen zahlen Sammler heute ein Vermögen. Es müssen noch ein paar Flaschen dort liegen, im Österreichischen, in der Nähe eines Dorfes, das mit B anfängt („Bei Gott“, rief der eine, „da seh ich schon den Kirchturm von B!“), nicht weit von der (damaligen) italienischen Grenze („Der Postillon blies lustig auf dem Horne, und so ging es frisch nach Italien hinein“), und auch dafür, daß es mehrere Flaschen sind, gibt es einen Hinweis: „Darauf holten sie von ihren Pferden Kuchen, Braten und Weinflaschen, breiteten eine schöne bunte Decke auf dem grünen Rasen aus, streckten sich darüber hin und schmausten sehr vergnüglich, teilten auch mir von allem sehr reichlich mit...“ – Für den geneigten Leser ist jetzt, bis zum nächsten Absatz, eine Essenspause angesagt. –

Mit Papier hatte Mins nicht so schöne Erlebnisse wie mit Glas, obwohl es doch da schon so um Kriegsende war. Da saß er auf dem Gepäckträger eines Fahrrades und



guckte von oben von der Straße auf die Eisenbahngleise im Bielefelder Paß, wo liegengebliebene Güterzüge geplündert wurden. Trauben von Leuten schleppten große blitzende Blechkonservenfüßer - Marmelade oder sowas - aus den Waggonen. Aber die Waggonen enthielten auch Post, und es war windig. Die Briefe flatterten umher wie große Schneeflocken. Es sah genauso aus wie bei Frau Holle. Da kannte Mins sich aus, er hatte ein vom Vater gemaltes Bilderbuch über Frau Holle. Aber so lustig war das nicht mit dem Papier, das es mit Hilfe der Marmeladeneimer geschafft hatte, sich davonzumachen. Mins hatte schon mitbekommen, daß man auf Briefe wartete. Doch im Nachhinein betrachtet hatte sich vielfach neben sehlichst erwarteter Post auch das eine oder andere amtliche Schreiben davongemacht, mit der Anforderung zur Verteidigung einer Ordnung, die auf den Inbegriff Unordnung stiftenden Stoffes, nämlich Spreng-, Schieß- und Feuerstoff, aufgebaut war.

An der Unordnung, die sich hinterher einstellte, war manches spannend. Nicht Kohlenklau - das war für die Größeren. - Aber eine Porzellankatze finden beim gefährlichen Spielen in Ruinen, wo im dritten Stock das Klobecken erhalten war, mit fri-

scher Luft und guter Aussicht drumherum. Vor allem wurde wenig weggeworfen, weder der Becher mit dem abgebrochenen Henkel noch irgendwelche leere Flaschen.

Nun muß man sich aber fragen, wie Claus zu der vom Freiherrn von Eichenborff so leichthin, wenn nicht gar billigend erzählten Episode von der in die Luft geschleuderten und damit - nüchtern gesehen - zweifelsfrei weggeworfenen Weinflasche steht, wobei weitere, wie gesagt, mit hoher Wahrscheinlichkeit liegengelassen worden sind. Denn Claus ist im BUND, den Bürgerinitiativen Umweltschutz Norddeutschland oder so ähnlich. Aber Eichenborff kommt nicht als müllbilligender Taugenichts auf den Index ökogefährdender Schriften. Denn, gottlob, Claus ist erpreßbar. Wenn Sie dem Leonhard die Flasche(n) ankreiden wollen, mein Herr, werden wir kurzen Prozeß mit Ihrem Arthur H. Davis machen. Herr Davies nämlich ist die Hauptperson in Claus' Lieblingsbuch: „Das Rätsel der Sandbank“, ja, richtig, von Erskine Childers, 1903 zum erstenmal veröffentlicht.

Davies ist Eigner der „Dulcibella“, einer aus einem umgebauten Rettungsboot entstandenen stabilen, aber struppigen Yacht, die „vom Aussehen her alle Mängel eines

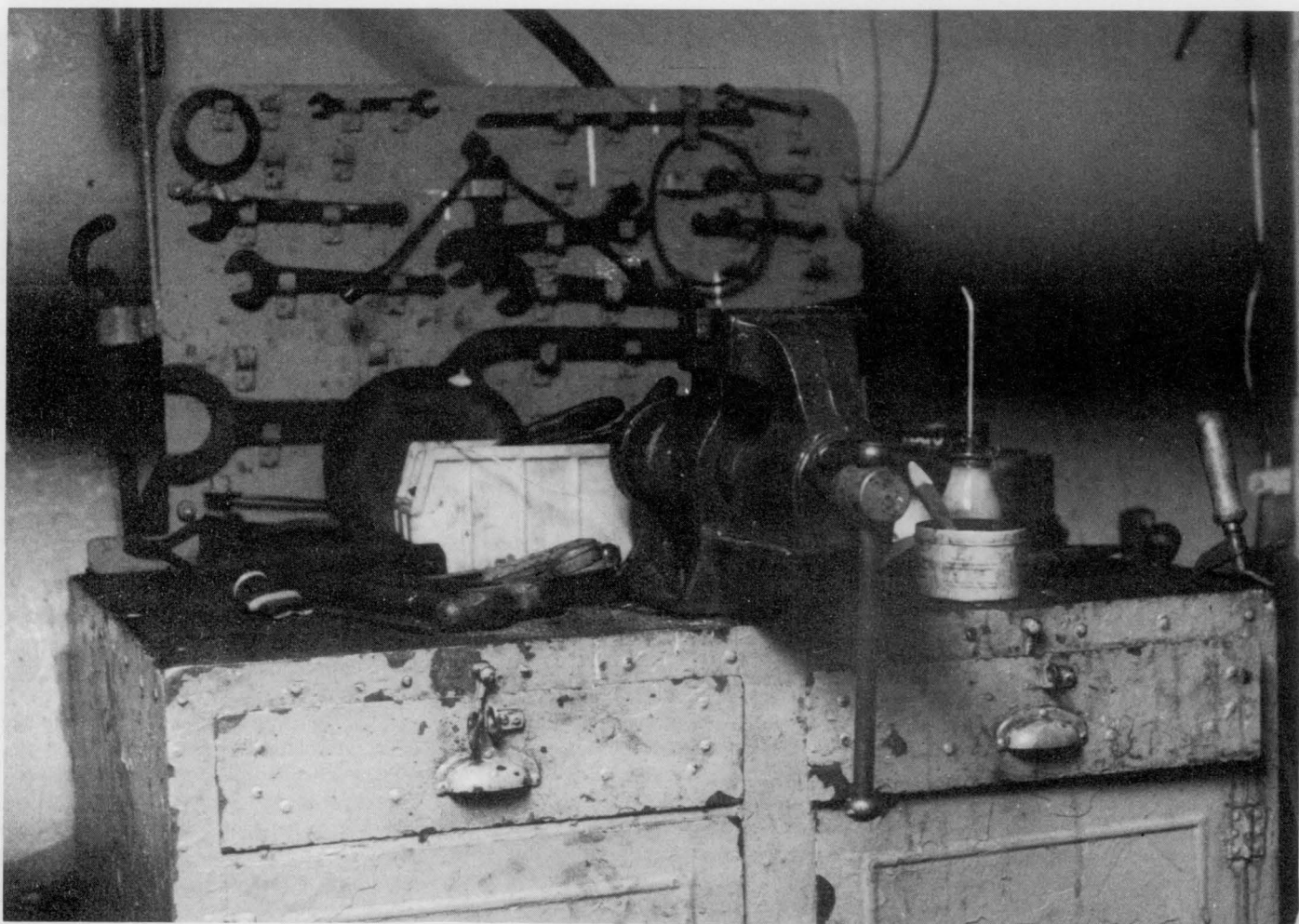
Bastards hatte“, wie Carruthers, ein Londoner Laffe in Blazer und Flanellhosen schreibt: „... die Oberlichter beleidigten das Auge mit schwerfälligem Eisen und einem gemeinen holzfaserartigen Anstrich. Was es an Messing an Ruderpinne und anderswo gab, hatte einen widerlichen grünen Belag. Die Decks besaßen nicht jene cremige Reinheit, die man in Cowes erwartet, sondern sie waren rau und grau, zeigten teerige Ausschwitzungen an den Nähten sowie Rostflecken auf dem Vorschiff. Die Taue und Takelage trugen Trauer, verglichen mit dem eleganten lederfarbenen Manilahanf, der so sehr das Künstlerauge befriedigt, wenn man ihn vor dem Blau eines Junihimmels in Southsea betrachtet. Und die ganze Wirkung wurde durch Anzeichen vieler Ausbesserungen in jüngster Zeit nicht verbessert. Eine Ahnung von Farbe, Firnis und Zimmermannsarbeit lag in der Luft.“ Was den in Flensburg zusteigenden Dandy, der unterwürfige Seeleute, ein von Firnis und Messing funkelnbes Fallreep und Korbstühle unter einem Sonnensegel vermißt, dagegen wenig stört, ist Davies' Manie, dauernd Sachen ins Wasser zu werfen. „Von Davies' Abplackerei unten waren gedämpfte Geräusche von Zerren, Schieben und Hämmern zu hören, gele-

gentlich unterbrochen durch ein schweres Klatschen, wenn etwas durch die Luke geflogen kam und ins Wasser fiel.“ Und: „Siehst Du, da ist Dein Ofen“, endete er. 'Den alten habe ich über Bord geworfen'. Es war eine Schwäche von ihm, sollte ich an dieser Stelle sagen, sich daran zu freuen, unter den dürtigsten Vorwänden Dinge über Bord zu werfen. Hinterher vermutete ich, daß der neue Ofen ebensowenig 'wirklich nötig' gewesen war wie die Takelschrauben, sondern nur als Entschuldigung diente, diese seltsame Neigung zu befriedigen.“ Das Öfchen, das da nun in der Flensburger Förde rostet, etwa auf der Höhe der heutigen Werft, ist ein Rippingill Numero drei

und hat zu seinen Lebzeiten Petroleum aus zwei geräumigen Tanks verbrannt, und sicher gab's beim Versenken einen ordentlichen Ölfleck. Der Autor Childers ist in politischen Unruhen ums Leben gekommen, wengleich sein Sohn Premierminister von Irland wurde. Was ist gegen so viel erzählte und erlebte Unordnung des Herrn Leonhards harmlos ins Morgenrot geschleuderte Weinbuddel?

Nun haben uns aber Herr Davies und Herr Carruthers, der sein Laffentum im Laufe des Buches ablegt, auf das Thema Rost und Patina gebracht, und beides hat ja mit dem Leben der Dinge in ihren alten Tagen und danach ordentlich zu tun. Da quält

man das Eisen heraus aus dem Erz, das wie Rost aussieht und mehr oder weniger auch welcher ist. Das Eisen aber hat nichts anderes im Sinn als sich wieder zum Erz zurückzuarbeiten und verzehrt sich zu Rost. „Von Erde bist Du genommen, zur Erde sollst Du werden“, in etwa jedenfalls. Dem Vorgang gegenüber gibt es unterschiedliche Verhaltensweisen, je nach dem, ob die Leute viel mit Wasser zu tun haben oder nicht. Bei einem so ausgesprochenen Landfahrzeug wie dem Auto zum Beispiel verdrängen die Leute den Rost gern. Die Hersteller wissen das, und die Anzeigenfotos suggerieren ewig blitzende Jugend. Dabei sind die Dinge nach im Schnitt sieben Jahren an den



entscheidenden Stellen zernagt, zersetzt und zerfressen, aber das ist ein Tabu, beim Neukauf will das keiner wahrhaben. Doch ist der Rost das Natürliche und das Eisen das Künstliche. Die Kunst verlangt Koks und Feuer, und doch will das Ergebnis nicht bleiben. Manche wenden auf lackiertes Eisen Wachs und Politur an wie Gesichtswäscherchen, die das Alter leugnen sollen. Einige tun, als könnten sie den Verfall ignorieren. In Winkelmanns Film „Jede Menge Kohle“ steht nachts ein Kleine-Leute-Typ in der Tiefgarage der Wohnturmsiedlung. „Da oben schlafen sie ruhig in ihren Betten, und hier unten frißt der Rost an ihren Autos“ ruft der Mann und droht mit der Faust gegen die Decke. „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden“, heißt es im neunzigsten Psalm. In diesem Sinn sind die zerfallenden Dinge Lehrmaterialien. Es ist ja auch Verwandtschaft da. Den Rost hat man im Blut, nicht genau in der Form, aber immerhin.

Jedenfalls darf man Du sagen, wenn man ein rostiges Stück Eisen sieht, etwas bröckeligen Draht, eine vor Jahren in die Freiheit entlassene Konservendose, einen Eisenträger im Bauschutt, ein altes Schiff, an dem unter dem Namen noch zwei vorhergehende erkennbar sind: „Devonshire“, darunter „Saint Raphael“, darunter „Porto Venere“.

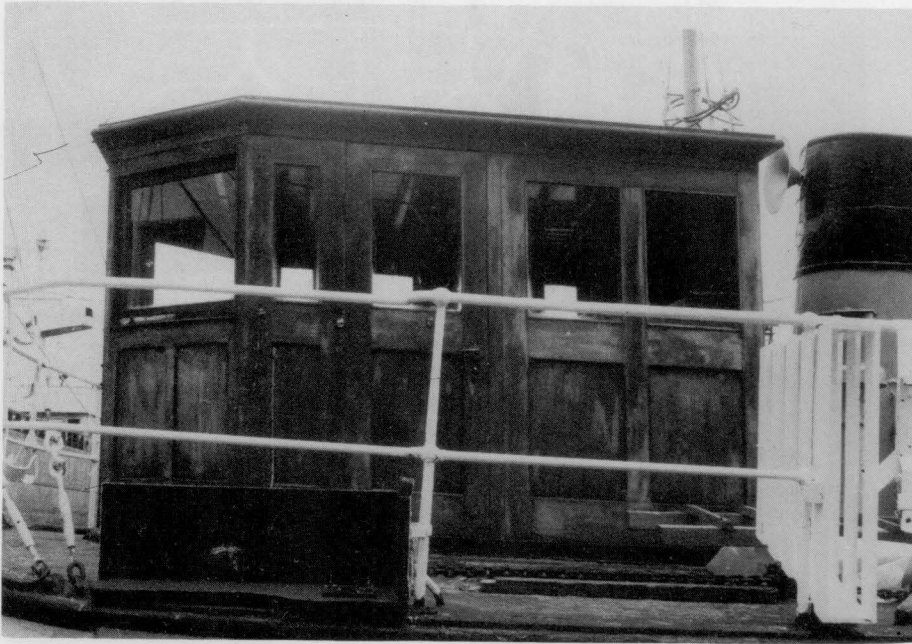
Das ist ein Frachter, der aufgelaufen ist und dessen Ladung erst geleichtert werden muß, bevor man ihn wegschleppen kann nach Kiel in ein nur noch wenig benutztes Hafenbecken in einem stillgelegten Werftteil, aber für unser Thema ist da ordentlich was los. In den großen Werkshallen sind etwa die Hälfte der Fenster eingeschmissen. Man hört den Putz förmlich von den Mauern fallen, das Wellblech wellt sich gegen den Strich. Es ist dort ganz lebendig. In den Mauerwinkeln duftet Flieder im Mai, und zwischen den Schienen wächst Kamille. Ziemlich viele Katzen gehen ihren Angelegenheiten nach. Also wird es auch Mäuse geben. Die Kräne, die ganz selten einmal, zum Beispiel mit der „Devonshire“, etwas zu tun kriegen, tragen die Aufschrift „Kampnagel“ Hamburg. Diese Fabrik ist auch schon lange pleite. Auch in Hamburg



stehen die Hallen noch. Freie Gruppen machen dort Theater, bekannte und unbekannt. Peter Brooks führt seine „Carmen“ auf, und das „Deutsche Schauspielhaus“ gewinnt Zuschauer, die sich auf dem Kampnagel-Gelände wohlfühlen, im Musentempel aber nicht. Die eine Million zur Erhaltung der Werkshallen kann der Hamburger Senat nicht aufbringen, aber zweieinhalb Millionen Mark zur Einrichtung eines Musical-Studios am Operettenhaus. Immer lustig, aber kein Gespür für gar nix außer für Make up, und von Klugwerden keine Spur, aber wozu auch. Senatsleute und Ratsleute sind unsterblich. Sie pflanzen sich durch Teilung fort, was die überall ähnlichen Gesichter gut erklärt.

Auch die Stadt Kiel, die offizielle, die mit Aktenordnern und Magistratsvorlagen, ist gegenüber der „Stadt Kiel“ knauserig. Die „Stadt Kiel“ liegt im gleichen Becken wie die „Devonshire“. Sie ist ein von den Ver-

kehrsbetrieben seinerzeit ausgemustertes, ab- und ausgestoßenes Fördeschiff. Zwischendurch war es ein Hausboot. Marianne Bachmeier hat mal drauf gewohnt. Vom Oberdeck der „Stadt Kiel“ blättert Teerpappe. Am Steuerhaus, Backbordseite, muß man bei Anlegemanövern immer die Türklinke festbinden, weil die Messingöse aus dem Holz herausgegammelt ist, die zum Festhalten. Im Salon ist der Holzfußboden eingebrochen, aber die Wände sind schön getäfelt, die Fenster haben Rundbögen, und das Mitteldeck schließt mit einer Art überdachtetem Balkon ab, in dessen Rundung sich mit ihrem Lattenrost eine Bank schmiegt. Das ist die Schmuseecke, sagen die Leute, darunter der frühere Maschinist, die das Schiff in Fahrt halten und zu restaurieren versuchen, mag auch der Rost aus dem Schornstein in den Maschinenraum fallen, wenn der Typhon tutet. Sie haben ihr Schiff unter Denkmalschutz gestellt be-



kommen als einziges noch fahrendes dieser Art.

Das Städtische Museum gegenüber (Westufer) hat ein noch älteres Schiff, aber das soll nicht mehr fahren und tuten und wird es auch bald nicht mehr können, weil der Kessel sich verzieht, wenn er nicht hin und wieder erwärmt wird, und die Ventile sich festsetzen, wenn keiner daran dreht. Dieses Schiff ist über eine angeschweißte und mit Schrauben versehene Konstruktion so festgemacht, daß es sich nur noch aufund ab bewegen kann, aufund ab wie eine Wasserleiche. Reden wir nicht mehr davon.

Auf der „Stadt Kiel“ gibt es noch über eine Kette betriebene klingelnde Maschinentelegraphen zwischen Brücke und unten und ein kupfernes Sprechrohr mit Messingmundstücken.

Wo hat man das noch? Die Vielfalt der Materialien, die Qualität der Verarbeitung und der Abwechslungsreichtum der Raumaufteilung bei aller Formenstrenge werden von den fortschrittlichen Verkehrsmitteln so bald nicht wieder erreicht werden. Für den Fortschritt von heute ist die Alltagswelt von gestern zumindest vom Material und von den Ornamenten her nicht mehr erschwinglich. Die neuen, für den doppelten Sinne billigen Transport von A nach B eingerichteten Förderschiffe werden von manchen „Contergandampfer“ genannt, der Form wegen, oder auch „Yoghurtbecher“, der reichlichen Verwendung von Plastik wegen, eines Materials,

das nicht zu altern versteht, kein Leben nach dem Tode hat, weil es vorher nie lebendig war. Man hört das schon am Ton, wenn man drauf klopft, erkannte gleich zu Anfang des Plastikbooms Roland Barthes.

In skandinavischen Ländern gab es früher ein billiges Volksboot, aus geklinkertem Holz, mit Kajüte für drei. Das gibt es immer noch, aber nicht mehr billig, und wer das Geld hat, steckt es lieber in eine größere Yacht aus Glasfaserkunststoff, wie heute üblich. In Hammerhavn, einem Hafen auf Bornholm, dessen Einfahrt bei Westwind gefährlich ist, liegt immer mal wieder eins von den schicken Dingen ein für allemal kaputt auf dem Trockenen. Der Rumpf ist überall eingebrochen, und an den Bruchstellen sieht es aus wie Pappe mit Nylonfäden. Natürlich sind früher auch genug Holzschiffe kaputtgegangen, aber wenn man von denen irgendwo Reste sieht, merkt man gleich eine Würde, die bei der Nylonpappe nicht zu haben ist. Vor Han Stena, einem Fischerdörfchen in den schwedischen Sphären, liegen Sommertag für Sommertag immer wieder neu, hunderte von Kunststoffyachten, noch heile, höchstens ein paar Schrammen am Kiel. Was wollen die Besitzer da, im flachen Wasser? Sie wollen das im Segelführer versprochene Idyllische, und das ist aus Holz und wird umlagert und geknipst. Holzhäuser, angestrichen mit der Farbe, die die Schweden altrot nennen – früher wurde sie mit Ochsenblut angerührt –, Holzboote mit funkeln dem Firnis, neben dem Steg abgesoffene

Holzboote, unter Wasser mit Algenbärten und über Wasser abgewettert und hart und silbergrau. Pippi Langstrumpf sitzt am Steg: „Nein, das ist lustig mit Euch Holzspärern. Schön daß Ihr es uns laßt. Ihr könnt auch mal drüberfühlen, ja. Gute Reise, und verbraucht nicht so viel Papier beim Fotografieren.“

Christines Vater ist gelernter Schiffsbauer, und für die Familie hat er ein Boot zum Feriensegeln gebaut gehabt. Der Rumpf ist aus Eisen gewesen wie bei den großen Schiffen, an denen er von Berufs wegen schweißte. Der Vater ist daher auch aus dem Streit zwischen pflegeleichtem Plastik und mühevollm Holz herauszuhalten. Eher könnte man ihn sich bei den Leuten vorstellen, die den zum Teil geschweißten und zum Teil genieteten Rumpf der „Stadt Kiel“ vor Verfall bewahren. Von denen wieder macht ein Teil bei der Instandhaltung einer Eisenbahnstrecke zwischen Kiel und Schönberger Strand mit, wo unter Dampf gefahren wird. Marmorierte Kunststoffäfelung wie im 1. Klasse-Klo – Intercity – kommt nicht vor, die Bänke sind von Holz oder Polsterstoff. Wer will, kann draußen auf der Plattform stehen beim Fahren. Auch für so etwas ist der Fortschritt selbst auf Nebenstrecken, sofern es die noch gibt, zu schnell geworden. Die „Schönberger Eisenbahn“, der die Strecke mal gehört hat, heißt immer noch so, macht aber heute ihre Defizite nur noch mit Bussen und guckt mißtrauisch auf ihre alte Strecke: Ihr nehmt uns doch keine Kunden weg? Verdammte Nostalgie! Was immer da hineinspielt. Wieso hält der Plunder überhaupt so lange?

Vor der Post in Gettorf hat man versucht, die Holzwarenbänke mit rotem Kunststoff zu schützen. In der Sonne wird der schnell blaßrosa, dann spröde, dann bricht er, hebt ab vom Holz, stellt sich hoch und piekt in den Hintern. Zum letzten Mal: Kunststoff ist ein in fast aller Hinsicht gemeines Material.

Die „Kieler Verkehrs AG“ guckt auf die Förde, wo ihr altes Flaggschiff zum eigenen fünfzigsten Stapellauf und zum Ellerbekener Hafenfest die ausgelassenen Boote anführt. Ellerbek ist Kiels Fischerdorf gewesen. Dann hat ihm der Kaiser die Werft um den Hals gelegt und die Luft weggenommen.

Eine Straße und ein bißchen Hafen sind noch da, einfach wie das ganze Ostufer. In den meisten Booten steckt viel Eigenarbeit. Dann gibt es am Kai des alten Seefischmarkts noch Leute, die auf ausgedienten Kuttern mehr oder weniger geglück Hausbootexistenzen versuchen. Das ist für Ellerbek etwas zu freakig, und beim Seefischmarkt fängt ja auch schon Wellingdorf an. Aber die alte Ellerbeker Buttgilde gibt es noch. Die Opas trinken ihren Klaren an Bord, die Musik ist auch dabei, und der Posaunist verwirrt die Schifffahrt mit nachgeahmten Dampfersignalen. Überhaupt geht es für Blechmusik angenehm unmilitärisch zu. Es hält auch keiner eine Rede, und so hat es seit 1934 auch angenehmen Fortschritt gegeben. Oder: Alles, was alt ist, muß nun auch wieder nicht gut gewesen sein. Die Verkehrs AG guckt von ihrer Arbeit hoch – sie ist gerade dabei, die Straßenbahn abzuschaffen, und einen Anhänger haben sich die Leute von Schönberg auf ihren Museumsbahnhof holen dürfen – und fragt: „Die nehmen uns doch keine Kunden weg?“ Die neuen Busse liegen irgendwo zwischen Intercity- und Flughafenstil, ramschige Leichtbauweise, etwas Sprit sparend. Plattform ist schon lange nicht mehr, es ist auch kein Fenster mehr zu öffnen. Nostalgie können und wollen wir uns nicht leisten. Auf den Schreibtischen stehen kleine Andenken von Daimler Benz, goldglänzende Gewichte mit dem Stern drauf, vermutlich nichts Kostspieliges: Gold wohl nicht, vielleicht Messing vergoldet, vielleicht nur blank poliertes Messing, zu spät gekommene Materialqualität im Kitsch, oder was macht ein Gewicht auf dem Schreibtisch dessen, der seine Briefe von der Sekretärin nicht nur geschrieben, sondern auch gewogen kriegt, und das nicht mehr mit einzelnen Gewichtsstücken? Solange diese Leute für Materialien kein Gespür entwickeln wollen und deren Orte und Formen und Zeiten, Lebenszeit und danach, Charakter im Alter und darüberhinaus, werden sie über dem Nostalgiegeschimpfe vergessen, daß es auch echtes Heimweh gibt.

Im Schifffahrtsmuseum, Westufer, wird von Bankiers, Landtagsabgeordneten, Schiffsmaklern und städtischen Kultur-



beauftragten ein Museum für Alltagskultur als Kultur der kleinen Leute gegründet. Der Oberbürgermeister hält die Einführungsrede. Jetzt müßte der Posaunist dazwischen tuten und ein Opa eine Flasche Korn aus der Rocktasche ziehen und dem Posaunisten davon anbieten.

Die beiden sind nicht eingeladen, überhaupt keine kleinen Leute, und so kann der Stadtbaurat in Ruhe erzählen, daß er die Gießerei aus dem stillgelegten Werfthafen – dem zwischen Flieder und Kamille – abreißen möchte, um sie als Museum am Ende der Förde, im Niemandsland zwischen Ostufer und Westufer, wieder aufzubauen. Als ob die Gießerei ohne ihren ursprünglichen Standplatz und nach Abriß einerseits und Aufbau andererseits noch die alte wäre. Der Stadtbaurat spricht von möglicher Klammerfunktion des Gebäudes zwischen Westufer und Ostufer. Er hat schon lange gemerkt, daß da die Zonengrenze läuft, und da möchte er gerne klammern, die Grenze verwischen zwischen Schrott, Kränen, Proleten und Türken (Ost) und Großkaufhäusern, Banken, Yachtclubs, alten Damen in Cafés, Oper und Universität (West). Ist aber einstweilen kein Geld da für Klammer, und so wird man die beiden Stadtgesichter noch aushalten müssen, unversöhnt, der Rost wie Kakao, der über kurz oder lang die Schlagsahne-decke durchbricht. Oder, wo wir schon bei Gesichtern sind, läßt sich da auch anhand der weggeworfenen Paßbilder etwas erklären? Jeder Paßbildautomat hat einen Abfall-

korb. Für den interessiert sich Christine. Da schmeißen nämlich die Leute das Gesicht rein, das sie nicht haben wollen, für den Ausweis nicht, die Bewerbung nicht, für Freund und Freundin nicht, für sich selber nicht. Das ist das Müllgesicht, das Wegwerfgesicht, das halbe Gesicht, vielleicht sogar die wahre Hälfte oder, entgegen eigener Meinung auch, die bessere? Zumindest eine Hälfte, die man kennen muß, jedenfalls nicht ein Leben lang ignorieren darf mit Hilfe gekonnter Masken.

Das meldet sich irgendwann, das zweite Gesicht der Menschen und der Dinge. „Dat et uns wull ga up unse ole Dage!“ Auf daß es uns wohlgehe auf unsere alten Tage, sagt Martje Flor, ein zehnjähriges Mädchen, von den ausgelassenen schwedischen Soldaten zu einem Trinkspruch aufgefordert, und da sind die still. Bei Storm steht das, in der Halligfahrt.

Im Sommer, aber das ist in Oslo, nähern sich zwei Polizisten einem Brunnen. Darin plantscht in voller Kleidung ein weißhaariger Mann, ein Stadtreicher wohl, aber gar nicht einmal abgerissen. Das Publikum ist teils erheitert, teils peinlich berührt. Die Polizisten nehmen den Mann fest. Bevor sie ihn anfassen, ziehen sie sich durchsichtige Wegwerfhandschuhe aus Plastik über die Hände. Auf daß es ihnen wohlgehe auf ihre alten Tage, wenn sie nicht mehr nützlich sind? So nahe ist der Mensch dem Müll, und Patina und Fäulnis werden mit den Dingen geteilt.

Jochen Hiltmann

Der Fliegenstaat

Für Gustav Kluge

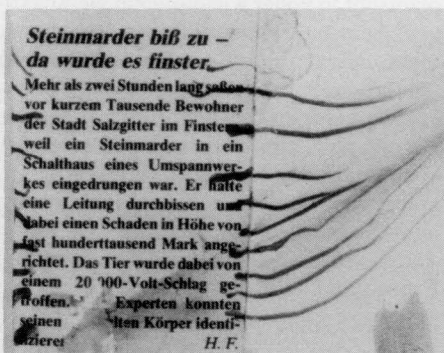
Noch einmal: Ich erinnere an Wols

Im gleichen Maß, wie die technologische Organisation die Natur draußen beherrscht, wandert sie in unser Innerstes wieder ein. Deswegen war es dem Künstler dasselbe, ob die Dinge ihm von außen erschienen oder aus seinem Inneren aufstiegen.

Erinnern wir uns an Figuren von Wols, von denen der Philosoph sagte: „solange die Menschen menschliche Gestalt besaßen, war es sein Anliegen, sie aus ihrer vertrauten Umwelt herauszurücken. Jetzt soll das Behältnis um so vertrauter erscheinen, je ungewöhnlicher sein Inhalt ist: die dargestellte Sache begegnet uns also in der realistischen Räumlichkeit, in der wir zu leben glauben. Sie bestätigt dadurch, daß sie zu unserer Welt gehört: wenn sich die Falle geschlossen hat, entdecken wir, zu spät, daß die Virulenz des Seins den Rahmen, den man ihm gegeben hat, zerfrißt. Solange nichts ist, ist das Leere gänzlich es selbst; es verändert sich, sobald man es zu füllen beginnt.“

„Radikal anders, zeigen sie (die Figuren) uns nicht unser Leben, nicht einmal unsere Stofflichkeit, sie zeigen unser nacktes, von außen – von wo? – wahrgenommenes Sein, ohne Nachsicht, fremdartig, abstoßend, aber unser Sein. Unmöglich, dieses Sein, das wir sind, ohne Schwindelgefühl zu betrachten, das in diesen Wesen gefangen ist, wie das Sein, das sie sind.“

Da wurde es finster



Eine merkwürdige Geschichte. Woher kam das Tier? Was trieb es in das Schalt- haus eines Umspannwerkes?

Durch einen Zwischenraum, den die technologische Organisation unseres Alltagslebens nicht hat schließen können, schlüpfte jenes Tier. Da wurde es finster. Minuten vergingen in Bestürzung. Die Bewohner einer Stadt saßen im Dämmern sinnlos vor ihren blinden TV-Geräten.

Möglichst perfekt gesichert im Raum und möglichst feststehend in der Zeit bauen wir mit dem Wunsch nach Unzerstörbarkeit weiter an unserer Welt. Immer wieder aber bleiben sinnlose Zwischenräume offen, sie geben den Blick frei, und wir erkennen, daß der Bau verkehrt ist.

Stockholm. Die schwedische Kuh Astra hat den heimischen Stall auf der Insel Graso mit der freien Wildbahn vertauscht, wo sie sich einer Elchherde angeschlossen hat. „Sie benimmt sich wie ein Elch“, sagte Bauer Ake Karlsson.

x.1776 – Sicherheitsstamm E. Coli

Elias Canetti brachte 1949 seinen Schmerz zum Ausdruck, „daß es nie zu einer Erhebung der Tiere gegen uns kommen wird, der geduldigen Tiere, der Kühe, der Schafe, allen Viehs, das in unsere Hand gegeben ist und ihr nicht entkommen kann.“ Er dachte an einen Ausbruch der minderen Opfer, er mochte es nicht wahrhaben, „daß das nie geschehen kann; daß wir vor ihnen, gerade ihnen allen nie zittern werden“. Die Hoffnung, daß die Rebellion in einem Schlachthof ausbricht, in einer Fleischkonservenfabrik und von dort sich über die Stadt, das Land und die ganze Welt ergießt, in der Form, in der Karl Marx die Rebellion der „minderen“ Menschen beschrieb, diese Hoffnung haben wir verloren.

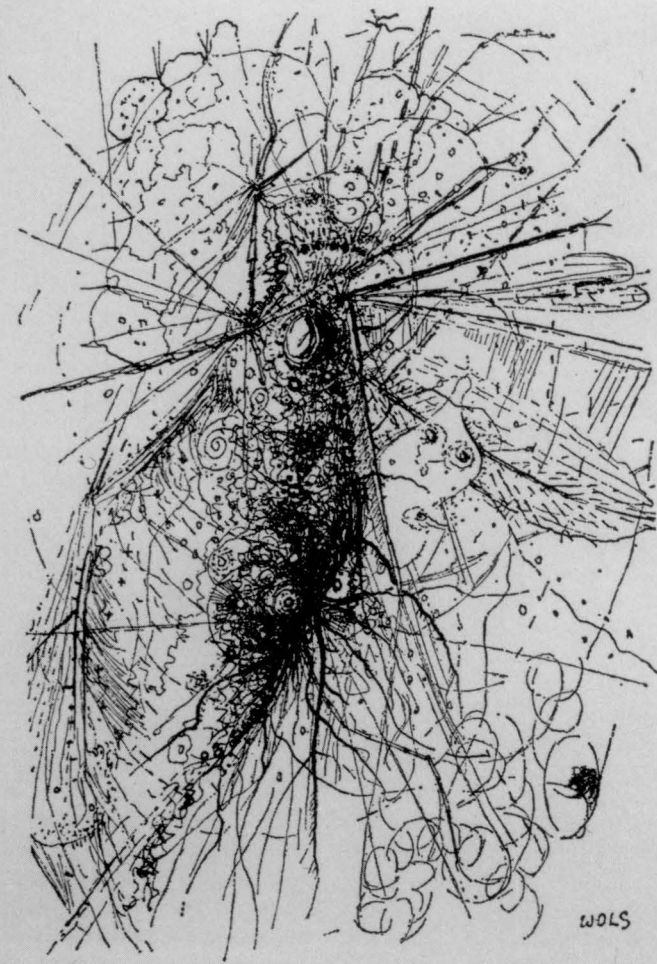
Was die „minderen“ Lebensformen betrifft, bin ich nicht so sicher, daß es nie zu einer Erhebung des Lebens gegen eine Na-

turwissenschaft der universellen, kausalen Zusammenhänge kommen wird, welche im Namen von Gesetz und Herrschaft die Störungen und Zufälligkeiten im Griff hält. Nicht die geduldigen Tiere, die Kühe, die Pferde, die Schafe, die Hühner und alles Vieh, das in unsere Hand gegeben ist und ihr nicht entkommen kann, sind die „mindersten“ Lebensformen. „Schoßhündchen“, biologische Produktion von verkrüppelten „Sicherheits“-Bakterien der Molekularbiologen, gehören zum mindesten Opfer, zur schwächsten Lebensform. Roy Curtiss' x.1776-Sicherheitsstamm von E. Coli sei so geschwächt, sagt der Wissenschaftler, daß dieser Stamm, selbst im Labor nur mit Mühe durch menschliche Hand vermehrt, nicht entkommen kann, denn er wäre „draußen“ nicht lebensfähig. Aber ist es nicht das Kleine und Schwache, das den Sieg über das Große und Starke davontragen wird, wenn das Große und Starke nur groß genug und stark genug geworden ist?

Das Zutrauen der Kröten Das Mißtrauen der Kollegen

Der Wiener Biologe Paul Kammerer hatte sich nicht entscheiden können, ob er Musiker oder Biologe werden sollte. Als er dann Biologe war, betrieb er die Biologie wie Musik.

An einem lauen Juniabend, als die Kröten – in der ihnen eigentümlichen Musik – das Werk der Brunst taten, begegnete Paul Kammerer einem Geburtshelferkrötenpärchen der Alytes. Er war gebannt von ihrem komplizierten und wunderbaren Umgang miteinander. Unmittelbar nach der Besamung nahm der dem Männchen die Eier ab, übernahm deren Fürsorge und sang währenddessen seine Lieder. Er züchtete die Alytes unter künstlichen Umweltbedingungen, und er unternahm mit den Tieren den Versuch, atavistisch zur Wasserkopulation zurückzukehren; was ihnen gelang, denn die Kröten hatten Zutrauen zu dem Musiker gefaßt. Folgende Generationen der Tiere bildeten an den oberen Extremitäten wieder Schwielen zum sicheren Umfassen der Weibchen im Wasser aus.



Wols: *Insektenfresser - Insectivore*, ca. 1951

Die Kapazität prüfte die Gültigkeit Paul Kammerers Erzählung und stellte fest, daß sie nicht nachprüfbar ist. Die Fachkollegen waren nicht fähig, das Experiment zu wiederholen; sie konnten das Zutrauen der Kröten nicht gewinnen. Die Tiere folgten nicht ihrem vorgeschriebenen Weg (der atavistischen Rückkehr zur Wasserkopulation), von dem sich ableitbare Funktionen wiederholt erstellen lassen, sich der „Output“ entsprechend aneignen läßt. Das Zutrauen der Kröten brachte ihm das Mißtrauen der Kollegen ein. Im besten Fall werden die Fachkollegen versuchen, Licht in dieses Dunkel zu bringen, zu zivilisieren, zu disziplinieren, auszubilden und zu entwickeln. Es ist das alte Lied des kulturellen Imperialismus: der Zwang zur Legitimation.

Der Müllberg im Südwesten

Der Müllberg im Südwesten der Stadt war seit langer Zeit ein Ärgernis. Mehrere Jahr-

zehnte aufgeschütteter Figuren: bizarre Schrotteile, Möbel, Haushaltsgeräte und Maschinen, Akkumulatoren, Gummi, Altöl, Kunststoffe, Chemikalien der Großindustrie, überschüssige EG-Lebensmittel und wer weiß was alles verbanden sich zu einem möglicherweise Unheil drohenden, völlig unbekanntem Quodlibet.

Dieses zufällige Beieinander hatte nichts zu tun mit der Begegnung eines Regenschirms und einer Nähmaschine auf dem Operationstisch der Surrealisten. Hier fehlt der Tisch, ein fester Grund. Es gab keinen Operationsgrund. Es gab einen Abgrund. Die Dinge trieben, brüteten in einem gärenden Etwas, das nicht in den „Griff“ genommen werden kann. Mitunter fehlte die Überraschung des poetischen Zusammentreffens nicht. Manches Ding, das an der Oberfläche trieb, wie der Deutsche Reichsadler (ein Blechschutz für offene Kamine), hatte einen stark mythischen Charakter. In der Gegenüberstellung seiner eigenen Art, dem Markenzeichen

Deutscher Butter verlor das Ding sein mythisches Wesen.

Der Berg nimmt sich selbst zum Ausgangsstoff. In ihm fallen Ausgangsstoff, Abfall und Endprodukt in eins. Vorstellungen, die uns auf „Anfang“ und „Ende“, „Ursache“ und „Wirkung“, auf Alternativen wie „rational“ und „irrational“ festlegen wollen, erweisen sich als unzulänglich. Der Berg ist nicht das, was uns diese Begriffsapparatur nahelegen will; er zeigt, wie aus allem Durchdachten, zweck- und planmäßigen Handeln etwas entstand, was niemand jemals wirklich vorher hat denken können. Der Berg ist weder rational entstanden – also Resultat der Überlegungen einer Stadtverwaltung und deren Senat – noch ist er irrational entstanden, also auf eine unbegreifliche, undenkbare Weise.

Jede der aufgeschütteten Figuren (diejenigen, die unter einem falschen Namen hier aufgeschüttet wurden, lassen sich identifizieren) läßt sich klassifizieren, jede hat ihren Namen und ihre Herkunft, zu jeder läßt sich eine denkbare Erklärung abgeben. Obwohl also die einzelnen Figuren bekannt sind, besteht vom Berg selbst keine Klassifikation, die nicht willkürlich und mutmaßlich wäre. Die aufgeschütteten Figuren verbanden sich zu einem Katgut, mit dem das Undenkbare im sinnlosen Raum zwischen den Figuren sich näht.

Erste Stunde: Biologie

Wie die Grille ist auch die Fliege mit einer Art Membranen versehen. Wenn sie diese gegen das Sonnenlicht entfaltet, schimmert sie leicht in allen Farben. Bei bedecktem Himmel aber durchscheinen sie glashell, etwas getrübt, mitunter durch zarte Flecken gezeichnet, welche in der Haut ihren Grund haben und sich daher nicht abwischen lassen. Töne klaren fließenden Quellwassers über schwarz-weiß steinigem Grund. In der vielgestaltigen Verästelung von Längsadern erkennt man zwei Hauptzüge, welche getrennt ihren Anfang nehmen und einen schmalen oder breiteren Raum zwischen sich frei lassen. Diese beiden Hauptzüge sind durch eine auffällende, sehr kurze Querader verbunden. Der

Membranenkante an der Innenseite folgt ein dritter, schwer wahrzunehmender, selbständig entspringender Stamm, und der Außenbegrenzung folgt deutlich die Randader; ihre Endung verläuft sich in der feiner werdenden Membranenkante an der Rundung der Spitze. Bei weiterer Zählung der Flügellinien, welche von den verschiedenen Schriftstellern verschieden erzählt worden ist, wurde die Außenbegrenzung nicht mitberücksichtigt. Die Membran, sagt man, sei flach. Ihre Linien bilden ein Beziehungsgeflecht. Folgt man diesem und will man es erzählen, so bildet es einen Spielraum, hat gleichsam Tiefe.

Abwesend in der Biologiestunde

Der Fluß sieht schön aus, wie gemalt. Von oben sieht man den Hauptzug zwischen zwei sandigen gelben Uferstreifen. Seitlich mündet eine Längsader. In der Weite berühren sich Himmel und Wasser, das Spiel der Sonne durchwebt sattes Blau in allen Farben. Dahinter ahnt man das offene Meer. Unten am Ufer bewegt sich die Flut, kaum merklich treiben schmale Streifen weißer Wellenkämme; kein Laut, stumm winkt es weiß herauf: „Komm, bade im Fluß“!

Hitzefrei

Direkt vom Ufer aus sah man den toten, verdreckten Fluß fließen wie unbeschleunigtes Polyester, gleichsam taub. Kein schwarz-weiß steiniger Grund schaut aus der Tiefe. Dem Farbenspiel der Sonne gegenüber bleibt der Fluß stumpf. Dennoch rauscht es, wogen und flüstern die Wellen: du, zieh dich aus und bade im Strom, laß dich fortragen und alle Last von dir nehmen. Vergiß alles, denk nicht daran was ist.

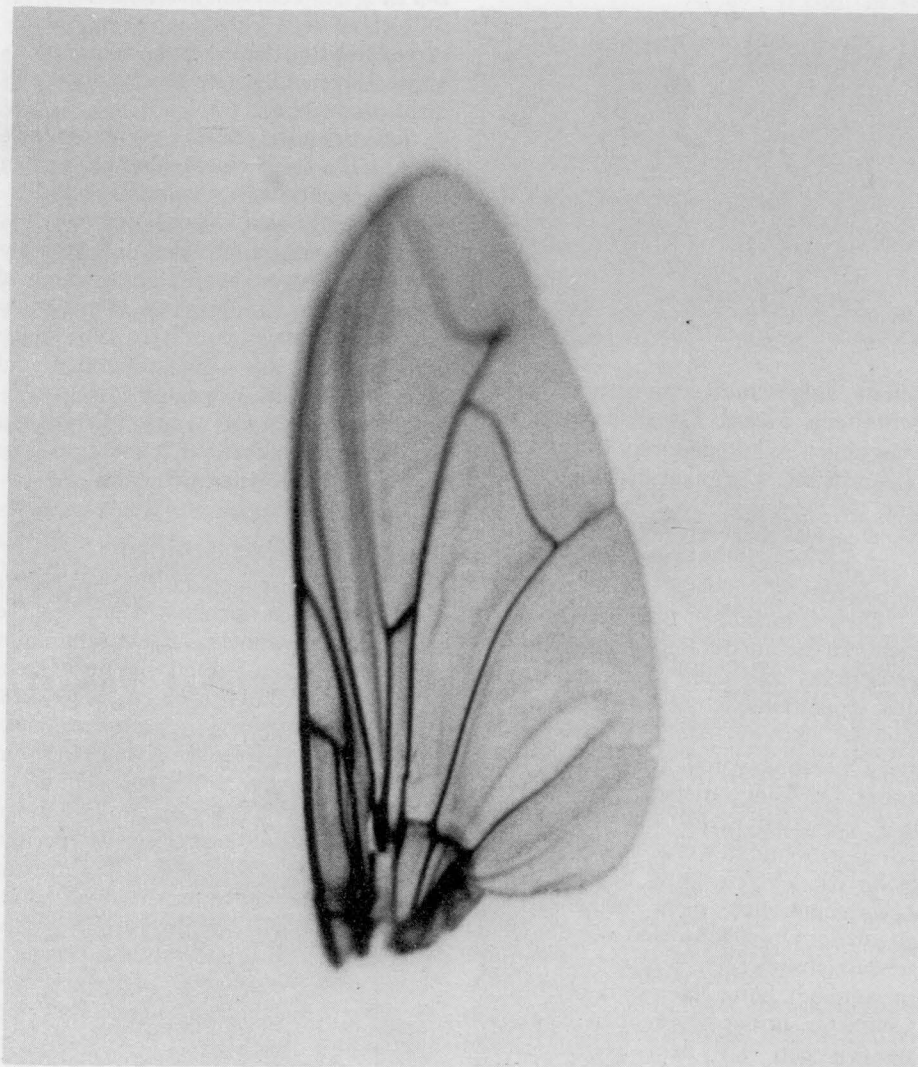
Früher geleitete die Kirche die der Hexerei Verdächtigten an dieser Stelle ins Wasser. Wenn sie untersanken, dann ertranken sie, und man wußte: sie waren unschuldig. Wenn sie nicht untersanken, so hielt man sie für schuldig.

Damit stand die Vorstellung in Verbindung, daß die Gewässer der Natur kein hineingeleitetes Gift oder gefährlichen Schmutz aufnehmen würden. Eine „rationale“ Industrieführung glaubt nicht an diese mittelalterliche „irrationale“ Vorstellung; heute ist man gewohnt zu wissen.

Der eingefriedete Berg

Vor einem Jahrzehnt war der Berg im Südwesten der Stadt von Ratten bevölkert und am Tage von tausenden weißen und schwarzen Vögeln umschwärmt. Für den Senat waren diese lebendigen Tiere ein Zeichen seiner noch harmlosen Art. Aber seltsame Erscheinungen, ähnlich den Ereignissen, die Camus auf den ersten Seiten seines Romans „Die Pest“ beschreibt, häuften sich. Arbeiter der städtischen Müllabfuhr beobachteten riesige aufgedunsene Ratten, die aus dem Inneren des dampfenden Berges auftauchten, manche größer als ausgewachsene Katzen. Wie das „Abendblatt“ berichtete, liefen die Tiere auf die Arbeiter zu, zögerten und schienen ihr Gleichgewicht zu suchen. Schließlich drehten sie sich mit leisem Pfeifen um sich selbst und fielen zu Boden, wobei aus ihren Lefzen Blut quoll. Der Senat ließ hastig verlauten, daß er ein neuartiges Rattengift habe legen lassen.

Heute ist der Müllberg sauber, ein Objekt wissenschaftlicher Forschung. Vögel und Ratten gibt es dort nicht mehr, mitun-





Gustav Kluge: Aus der Arbeit „Vom Fliegenstaat“ Der Fliegenstaat, Machtbalance, Leinwand, Ölfarbe, 190x180, 1982

ter strömen kleine Mengen Gas, bricht stellenweise Feuer aus. Sonst blieb der Berg bis zu diesem Sommer totenstill. Man hat ihn mit hohen, doppelten Betonmauern eingefriedet; die äußere, die bis unter den Grundwasserspiegel reicht, ist hübsch bepflanzt, mit Pappeln, einer neuen, sehr widerstandsfähigen Züchtung. Die innere, grundwasserundurchlässige ist kahl geblieben. In dem Zwischenraum, der beide Mauern voneinander trennt, verläuft eine Art hängender Stahl-Fuß-Pfad über einer Steppe mit niedrigem Gebüsch, parallel zum Fußpfad, durchzogen von einem Graben, in dem sich Grundwasser sammelt. Von Zeit zu Zeit werden Wasserproben entnommen.

In diesen Zwischenraum brachten Wissenschaftler ihren „Input“ ein, legten Samen in die Erde, setzten Hasen aus. Sie hielten sich an die Spielregeln, daß auch die Natur den Gesetzen kausaler Zusammenhänge folgt, wovon sich ableitbare Funktionen wiederholt erstellen lassen, sich der „Output“ noch vor dem Fälligkeitstermin entsprechend vorhersagen läßt.

Das war die Effizienz, die die Öffentlichkeit erwartet. Die wissenschaftliche For-

schung am eingefriedeten Berg im Südwesten der Stadt war auf Effizienz angelegt.

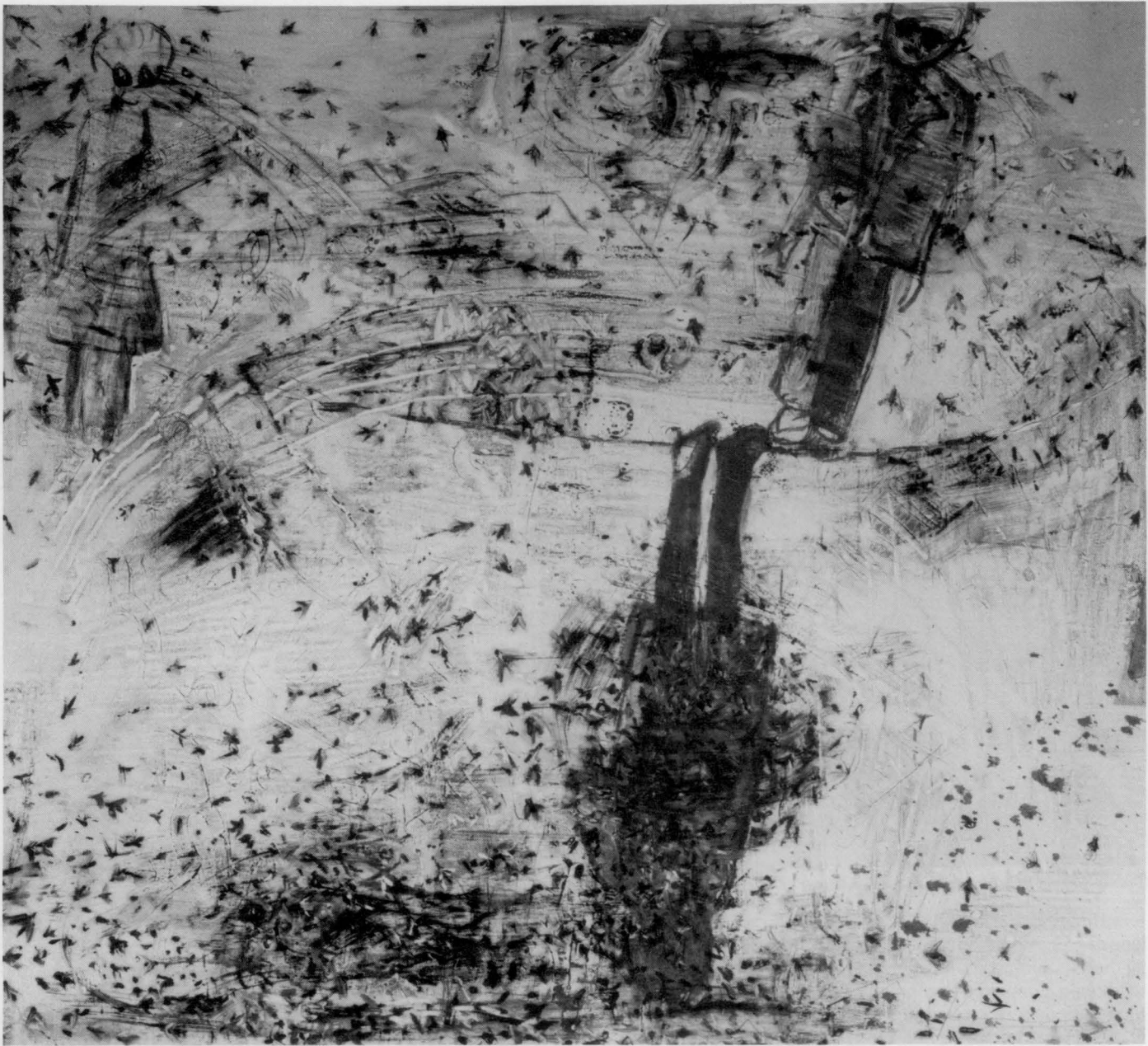
Es war selbstverständlich, daß im Laufe ihrer Arbeit den Wissenschaftlern immer mehr an Ergebnissen gelegen war, daß man neue, endgültige Erkenntnisse herbeiwünschte. Die Öffentlichkeit wollte erfahren, was als gesichert gilt; sie hatte das Gefühl, daß fehlende Erkenntnis sie in Unsicherheit beließ. Schließlich brachte wissenschaftliche Erkenntnis unser heutiges Wissen vom Leben hervor und prägte unsere Normen; was von diesen Normen abweicht, wird ausgegrenzt. Leben aber gibt es als Abweichung.

Der Fliegenstaat

Dieser Sommer war ein langer und ein heißer Sommer ähnlich dem von 1983. Der heilige Georg muß den Teufel selbst erschlagen und den Kadaver auf das Forschungsfeld, den sauberen Müllberg geworfen haben. Jedenfalls bildete sich an einem Ort auf dem Berg die schwarze Wolke. Wie ein Ungewitter zog sie herauf, eine ungeheure Menge von Fliegen. Die Stadt-

verwaltung versuchte zunächst verschiedene chemische Mittel, die gewöhnlich zur Vernichtung von aller Art pflanzlichen und tierischen „Schädlingen“ verwendet wurden. Schließlich ließ sie die Bergkuppe mit einer Betonschicht überschütten. Aber die Fliegen – oder was auch immer – verursachten einen so starken Druck, daß der Beton sich hob, an mehreren Stellen riß und Zwischenräume sich bildeten. In diesen aber blieb es leer.

Man war bestürzt. Man war in tiefere Unsicherheit gestürzt. Unvermutet geschieht etwas Udenkbares: Ein Fliegenstaat, fremdartig, abstoßend, baut sich blitzartig auf, in völliger Abweichung jeglicher Norm, und stört die Anordnung der Vernunft, ehe ihm der wissenschaftliche Prozeß gemacht werden kann. „Ich habe sie gesehen, wirklich gesehen: die Schärme in ihrer einzigartigen Unberechenbarkeit. Diese Bewegung einer Wolke von Reflexgewittern, die riesenhafte Unordnung im Zwinger seiner wachsenden Masse. Auch häßliche, plumpe, große Fliegen, deren Flug stumpf ist; vereinzelt, halb Wurf halb Fall lösten sie sich aus der dunklen Wolke



Gustav Kluge, Aus der Arbeit „Vom Fliegenstaat“ Das Innere, Leinwand, Ölfarbe, 150x200, 1983

und klatschten auf die Erde; wie Auswurf der metallurgischen Welt ins Organische, Sekrete von Reizungen an der Organhaut der Erde, gleich der Färbung des Meeres durch Myriaden schwarzer Quallen.“ (Bericht eines Malers, der etwas gesehen hat, jenseits der Kunst)

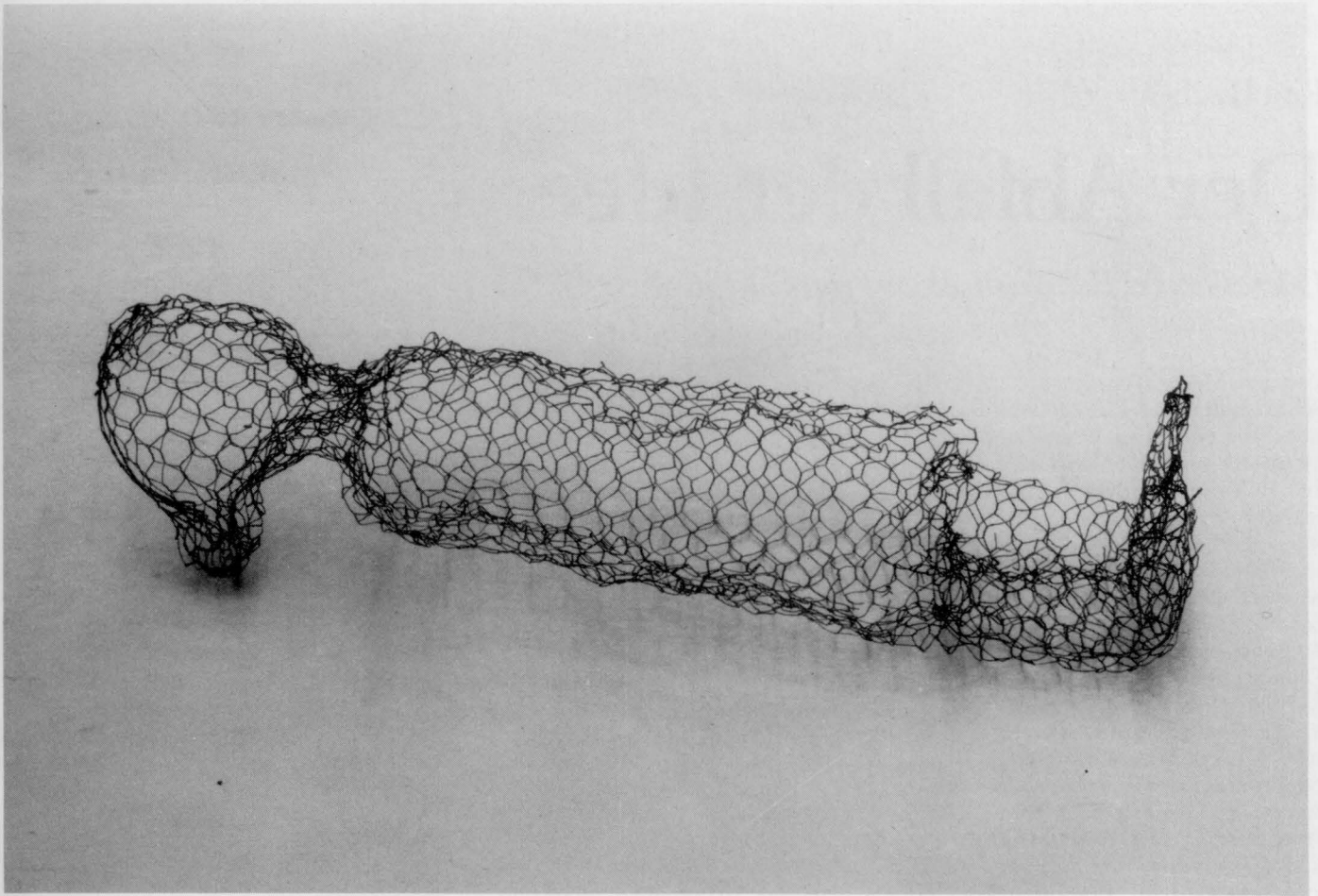
Bezeichnend für den Fliegenstaat ist das völlige Fehlen einer Kenntnis jedes ursächlichen Zusammenhangs, eine merkwürdige Regellosigkeit, der blitzschnelle Auf- und Abbau einer in seiner Ausdehnung ungeheueren schwarzen Fliegenwolke, die in ihrem Verhalten absolut unberechenbar ist. Offensichtlich gibt es in der Natur Ereignisse, die sich mit dem Kausalitätsprinzip nicht erklären lassen. Ereignisse, deren beunruhigende Wirkung die Instabi-

lität ist. Sie haben eine Virulenz, die unsere Erklärungsfähigkeit destabilisiert und sich in der Verordnung neuer Normen des Begreifens manifestiert.

Man nannte den Fliegenstaat Fliegenstaat, weil er radikal anders war. Das selbe Ding in seiner Umkehrung?, nie gesehen, nie benannt. Gewiß ist beim Fliegenstaat das Universum im Spiel. Aber: „Bekanntlich existiert keine Klassifikation des Universums, die nicht willkürlich und mutmaßlich ist.“ Man darf mit J.L. Borges getrost noch weitergehen: „Man darf vermuten, daß es kein Universum in dem organischen, auf Einheit bedachten Sinne gibt, auf den dieses anspruchsvolle Wort schließen läßt. Wenn es eines gibt, so bleibt seine Absicht uns verborgen, bleiben die Wörter, die De-

initionen, die Etymologien, die Synonyme des geheimen Wörterbuchs Gottes unseren Mutmaßungen gegenüber verschlossen.“

Welche Dinge wir auch erzählen, wir werden die Dinge nicht erzählen lassen, was sie sind, ohne nicht gleichzeitig zu hören, was wir selber sind: „Und die Heuschrecken sind gleich den Rossen, die zum Kriege bereit sind; und auf ihrem Haupt wie Kronen, dem Golde gleich, und ihr Antlitz gleich der Menschen Antlitz; und hatten Haare wie Weiberhaare, und ihre Zähne waren wie die der Löwen; und hatten Panzer wie eiserne Panzer, und das Rasseln ihrer Flügel wie das Rasseln an den Wagen vieler Rosse, die in den Krieg laufen; und hatten Schwänze gleich den Skorpionen,



Gustav Kluge: Aus der Arbeit „Vom Fliegenstaat“ o.T., Maschendraht, 60x20x40 cm, 1983

und es waren Stacheln an ihren Schwänzen;“ (Die Offenbarung des Johannes, Kapitel 9, Vers 7, 8, 9 und 10).

Wir sind geneigt, im Heraufziehen des Fliegenstaates die nahende Offenbarung des Johannes zu erkennen. Die Apokalypse des Johannes aber ist eine anthropomorphe Offenbarung, ein gebautes Drama: die Christen marschieren am Ende doch mit den stärkeren Bataillonen. Die Apokalypse aber ist *nicht* anthropomorph, sie ist radikal anders. Der Fliegenstaat ist nicht anthropomorph, er ist radikal anders; doch er begegnet uns in unserer Welt. Bestätigt er nicht durch sein bloßes Erscheinen in dieser Welt, daß er zu uns gehört? Radikal anders, sagt der Philosoph, zeigt der Fliegenstaat „unser nacktes, von außen – von wo? – wahrgenommenes Sein, ohne Nachsicht, fremdartig, abstoßend, aber unser Sein. Unmöglich, dieses Sein, das wir sind, ohne Schwindelgefühl zu betrachten.“

Hausaufgaben

Ein Schulkind machte seine Hausaufgaben Biologie: Hygiene ohne Pestizide. Es hatte sich geduldig und erfindungsreich wunderbare mechanische Fliegenfallen kon-

struiert. Der Mutter gefiel das nicht; ihr stand das alles fremd im Wege. Die Fliegen-schachtel war zur Hälfte gefüllt. Die Mutter sprühte Pestizide. In einem kurzen Augenblick war die Schachtel bis zum Rand gefüllt; gegen den Wunsch der Mutter und gegen den Wunsch des Lehrers je zur Hälfte.

Letzte Stunde Biologie

Eine unerbittliche Hitze stand vor den südlichen Klassenfenstern. Ich sah den Lehrer eintreten und stand auf, um meine Fliegen-schachtel zu öffnen. Gewöhnlich blieben wir sitzen. Aber ich stand auf, denn ich hatte das Gefühl, es würde etwas ganz Außergewöhnliches geschehen: Ein Schwarm von Fliegen erhob sich aus meiner Fliegen-schachtel und ließ sich an der Decke der Klasse nieder. Zurück blieb das Kästchen; geöffnet, noch halb gefüllt mit toten Fliegen lag es vor mir auf dem Pult. Eine irrsinnige Angst überfiel mich. Alles schien still zu stehen, zu warten, den Atem anzuhalten; eine entsetzliche Stille, unterbrochen durch Geräusche von draußen. Ich hörte die Geräusche von weit herkommen, einen tutenden Dampfer, Wortstücke einer Unterhaltung

von Leuten und ein metallenes „Hämmern“ von der gegenüberliegenden Seite des Wassers. Jedes dieser Geräusche von seinem Gegenstand abgetrennt, losgebroschen aus der Stille. Fremd und ohne Bedeutung, wie aus einer anderen Welt, klangen die verständlichen Worte des Lehrers, der nun zu mir sprach.

An der Decke des Klassenraumes zeigten sich große schwarze Flecken, die sich rasch ausbreiteten. Sie kamen an den Fenstern herab und färbten die Scheiben schwarz; da wurde es finster. Wie kein anderes Tier aber wird die Fliege ihres Daseins nur im Lichte froh. Sobald Dunkelheit herrscht, wird sie still, fliegt nicht mehr und rührt sich nicht, als handele es sich um ein Anderes (Tier?); gleichsam wie in einem dunklen Magen bin ich eingeschlossen.

Rita Bischof

Der Abfall der Idee

Oder: Georges Batailles Entwurf einer Heterologie

Von dem Moment an, da sich Bataille als Schriftsteller und Denker manifestiert, ist er von einer Idee besessen, die zum Leitmotiv seines Denkens wird: es handelt sich um die Idee, ein Repräsentationssystem für all das zu entwickeln, was – seit langem schon – aus der Welt der Darstellung ausgeschlossen worden ist, was aber erst unter den Bedingungen der Moderne, in der diese Praxis des Ausschlusses ihre Vollendung findet, die Chance erhält, ins Bewußtsein zu treten. Es handelt sich um das Problem jenes weiten Bereichs einer „paralogischen“ oder a-logischen Wirklichkeit, deren Gegenstände und Elemente vom zweckrationalen Handeln und Denken wie Fremdkörper oder Exkremente ausgeschlossen werden, ohne daß diese exkretorischen Prozesse der Intellektualität bewußt würden.

Auf Grund dieses Ausschlusses, der, wie Bataille später analysiert, die *conditio sine qua non* aller homogenen Strukturen ist, wird den heterogenen Elementen ihr Daseinsrecht abgesprochen; durch ihn erhalten sie eine negative Qualifikation: sie werden als Unwert definiert und tendenziell zur Vernichtung freigegeben. Was das Bewußtsein ebenso wie die Sprache nur in Form von Negationen als Auswurf, Abfall oder Fremdkörper bestimmt, ist die zugleich Angst und Ekstase provozierende Wirklichkeit nicht-assimilierbarer Dinge, unter denen einige einen abstoßenden, ekelregenden, andere dagegen einen anziehenden, verzaubernden Charakter besitzen. Auf Grund ihres Ausschlusses führen sie eine nur noch gespenstische, schattenhafte, nächtliche Existenz, sind aber nicht weniger wirklich als die durch denselben Ausschluß geschaffenen Formen der Homogenität. Denn wenn diese heterogenen Elemente unter den Bedingungen einer rational fortschreitenden Geschichte aus der Welt der Repräsentation auch verschwunden sind, so haben sie doch nicht aufgehört, in Form verbotener Phantasien, in Form von Phantasmen und Mythologien die Gehirne der Menschen heimzusuchen.

Am auffälligsten an Batailles frühen Arbeiten ist, daß er hier noch in Form von Ob-

sessionen – fixen Ideen – ausdrückt, was erst später zur Theorie geläutert wird: den Gedanken nämlich, daß sich die Formen der mentalen ebenso wie die der sozialen Homogenität unter Ausschluß gewisser Elemente konstituieren, daß sie in diesem Ausschluß allererst die Form ihrer Positivität gewinnen. Damit aber wird, und dies ist die nie analysierte Kehrseite des intellektuellen Prozesses, den ausgeschlossenen Elementen die Form der Negativität aufgezwungen, deren Merkmale nicht weniger durch die homogenen Normen und Prinzipien determiniert werden. Es handelt sich hier um einen Prozeß, der proportional zur Produktion rationaler Strukturen verläuft, insofern diese, gleichsam als ihre ungewollte Nebenwirkung, ganze Bereiche des Wirklichen als Abfall oder Ausschluß konstituiert. Die Wissenschaft produziert ihr Anderes so notwendig wie ihr Eigenes, das, worin sie ihren Stolz setzt, nicht minder wie das, wovon sie sich entsetzt abwendet. Sie schafft, was sie unter Realität versteht, wie das, was von nun an nur noch ein schemenhaftes Dasein führt. Eine Darstellungsform für jene gespenstische Welt des Entwirklichten zu finden, die nicht weniger konstitutiv für die Geschichte der Menschheit ist wie die Welt ihrer theoretischen und praktischen Produktionen, die aber aus der Perspektive der homogenen Welt des Handelns und des Denkens lediglich als eine Quelle dauernder Störungen und Irrtümer wahrgenommen wird, so lautet die Forderung, mit der Bataille angetreten ist.

Die Tatsache, daß den sogenannten legitimen Formen des Denkens ein Ausschließungsritual zugrunde liegt, in dem sie ihre unverzichtbare Bedingung finden, ohne daß diese Bedingung je mitreflektiert würde, stellt nicht nur alles herkömmliche Denken in Frage; Bataille formuliert, ausgehend von der Erkenntnis, daß die positiven Formen des Wissens selbst die sie begrenzenden Paralogismen produzieren, das Problem aller Erkenntnis neu. Er inauguriert nichts Geringeres als eine neue Methode der Hermeneutik, wenn er in bezug auf die Analyse der geistigen Formen die These aufstellt, daß es nicht so sehr gebo-

ten sei, in progressiver Weise von einem manifesten zu einem latenten Inhalt überzugehen, als vielmehr die Beziehungen des Ausschlusses zu analysieren, was eine gleichzeitige Untersuchung der Bedingungen homogener Formen wie des von ihnen Ausgeschlossenen ermöglichte. Die Erkenntnis, daß für homogene Systeme, gleichgültig wie sie im einzelnen beschaffen sein mögen, die Notwendigkeit ausschließender Akte besteht, daß ohne diese Akte ein rationaler Fortschritt nicht möglich wäre, impliziert zum einen eine Kritik an den herkömmlichen Formen des Denkens, zum anderen aber die Entwicklung eines neuen Erkenntnisbegriffs, der nicht mehr blindlings jeden Akt des Ausschlusses vollzieht. Die von Bataille inaugurierte neue Methode des Denkens bedient sich der diskursiven Formen des Wissens als eines Mittels, das sie für die Erkenntnis des ausschließenden Aktes wie der Formen, die dem Ausgeschlossenen dadurch aufgezwungen werden, umfunktioniert.

Die ersten Skizzen zu jener obsessiven Idee, die unter der ebenso provokanten wie vorläufigen Bezeichnung einer „philosophie de la fausseté“ in Erscheinung tritt – die Falschheit ist notwendig, sie ist immer schon mit der Darstellung impliziert, die trotz aller Anstrengungen nie mit ihrem Gegenstand identisch wird – sind allerdings noch vom herkömmlichen Denken und seiner Wertung geprägt, das als negativ qualifiziert, was sich der Aneignung durch die homogenen Formen des Wissens entzieht. Dadurch wird auch Bataille genötigt, eine negative Terminologie zu entwickeln, um auszudrücken, was von jeder Möglichkeit des Ausdrucks abgeschnitten worden ist. Aber Bataille hypertrophiert den negativen Sprachgebrauch; er steigert ihn bis ins Unerträgliche und weist damit die reinen Formen des Denkens auf das hin, was notwendiges Komplement ihrer Reinheit ist. Was Bataille praktiziert, ist Methode des beschmutzenden Sakrilegs. Bataille schlägt den Formen des reinen Denkens den Unrat, den sie geschaffen haben, ins Gesicht. Er übernimmt die vorhandenen topographischen, ethischen und rationalen Schemata von oben und unten, gut und böse, wahr und falsch, vernünftig und unvernünftig



tig, aber nur, um sie zu übertreiben und so als Waffe gegen das herkömmliche Denken einzusetzen. Der Abschaum ist ebenso Produkt des Denkens wie die Idee, das Falsche nur die unvermeidliche Konsequenz des Wahren; das Böse ist nicht das Gegenteil des Guten, sondern wird von der „Milch der frommen Denkungsart“ immer schon impliziert.

Wo sich die Aufmerksamkeit der verbotenen Frucht der Phantasmen zuwendet, wird „ins Innere des legitimen Denkens eine gesetzlose intellektuelle Reihe“ eingeführt, ein Unterfangen, das Bataille als das zugleich dringlichste und gewagteste definiert. Zwar handelt es sich darum, die Anziehungskraft gewisser heterogener Gegenstände zu erleiden, ohne davon erschlagen zu werden; es ist jedoch unmöglich, auf jede methodische Erkenntnis zu verzichten, da sich das freie Spiel der Bilder ohne ein Ansetzen bei dem bereits Bekannten verlöre und „in einen Bereich auflöste, in dem weder das Denken noch die Sprache der geringsten Konsequenz fähig wären.“ Es gilt daher, die Wissenschaft als das zu verwenden, was sie ist, als ein Mittel, das für diesen oder jenen Zweck disponibel ist; es gilt, der Wissenschaft ihren instrumentellen Charakter zurückzugeben und frei über

sie zu verfügen zu Zwecken, die nicht notwendig die ihren sind. Aus einer Wissenschaft, die Komplizin der Subordination der Menschen war, würde dergestalt ein Instrument zur Befreiung der Menschen. Das aber impliziert eine Umkehrung der Bewegung, die dereinst zur Wissenschaft führte. Denn:

„Sich selbst überlassen, frei im armseligsten Sinne des Wortes (in dem Freiheit nur eine Ohnmacht ist), hat die Wissenschaft als eine oberste Existenzbedingung die Aufgabe erhalten, die mythologischen Phantasmen aufzulösen und zu negieren. Seitdem konnte sie nichts mehr daran hindern, blindlings das Universum jeden menschlichen Gehaltes zu entleeren.“ (1)

Wenn aber die Wissenschaft als eine erste Existenzbedingung die Aufgabe zu erfüllen hat, den mythologischen Phantasmen rationale Begriffe zu substituieren und auf diese Weise die grenzenlose Welt der menschlichen Subjektivität zu begrenzen, so ist nicht einzusehen, weshalb sie nicht auch umgekehrt zur Begrenzung ihrer eigenen Grenzen setzenden Bewegung verwendet werden könnte. Dann würde sie in dem, was sie ausschließt, nicht nur ihre unaufhebbare Grenze erkennen, sondern auch anerkennen, daß sie im Angesicht des

Ausgeschlossenen, weil ihr Fremden, zu einer Anstrengung wird, die prinzipiell unabgeschlossen ist.

Die Wissenschaft aber wird, solange sie sich auf die Untersuchung homogener Formen beschränkt, ihren Zweck, die restlose Erkenntnis der Welt, nicht erreichen, weil sie, was sie verwirft, immer auch produziert. Man könnte daher von einer schlechten Unendlichkeit des wissenschaftlichen Unternehmens sprechen, das im Angesicht des Heterogenen zu einer vergeblichen Anstrengung wird; es verwirkt damit zugleich die Chance, sich seiner selbst beziehungsweise der zwanghaften Mechanismen in seinem Innern bewußt zu werden. Die ausschließlich appropriative Bedeutung ihrer Formen hindert die Wissenschaft, den Abfällen der intellektuellen Produktion eine positive Bestimmung zu geben.

Ist der Diskurs aber einmal als ein Instrument der Machtausübung durchschaut, als ein Mittel, die denkenden Subjekte zu subordinieren, gerät auch die bisherige Geschichte des Denkens in ein fragwürdiges Licht. Es wäre an der Zeit, die Geschichte des Denkens einmal unter dem Gesichtspunkt der Zwänge zu schreiben, die seine herrschenden Formen sowohl auf

das denkende Subjekt wie auf die Gegenstände des Denkens ausüben. Durch Zwang konditioniert, reagieren die Subjekte von sich aus mit Angst, sobald sie sich von den breitgetretenen Pfaden des Wissens entfernen. Die Überschreitung der durch Zwang garantierten Gesetze des Denkens wird begleitet von einer Angstentwicklung, die gewöhnlich in eine Fluchtbewegung zu den herkömmlichen Formen des Denkens zurückführt. Die Angst, die das empirische Subjekt im Angesicht des Unbekannten, des Gegenstandes seines grenzenlosen Nicht-Wissens erfährt, ist dem Zwang proportional, dem es als denkendes immer schon unterworfen ist. Wo Zwang ausgeübt wird, kann Angst vor der Abweichung nicht ausbleiben.

Und doch ist es genau dieser dem Denken entzogene angstbesetzte Bereich, der Bataille zufolge die Sphäre der Freiheit definiert. Alles hängt davon ab, wie sich das Subjekt im Angesicht des Unbekannten verhält: ob es Zuflucht zu den Forderungen eines „fernen und feierlichen Sein-Sollens“ nimmt, oder ob es ihm gelingt, eine positive Beziehung zu dem herzustellen, was es in Angst versetzt. Von einem tatsächlich, nicht bloß formal freien Denken verlangt Bataille, auf die Ausflüchte des Denkens zu verzichten und sich den Gegenständen zuzuwenden, deren angst- und entzückenerregende Gegenwart die Subjekte erschüttert.

Bataille verlangt von einem freien Denken, seine Aufmerksamkeit auf das zu lenken, was dem ideologischen System des Bewußtseins entzogen ist, was seinen Determinationen entgeht und eben deshalb den wahren Bereich der Freiheit definiert. Eine Erkenntnis, die nicht zur Fessel der menschlichen Existenz werden will, hätte die Angstgrenzen des Denkens zu relativieren, anstatt, wie bisher, nach Art eines bedingten Reflexes auf diese Angstgrenzen zu reagieren. Um jene andere, wirkliche Freiheit zu bezeichnen, die gerade in den heterogenen Formen des Verhaltens, niemals aber im Verzicht auf sie besteht, spricht Bataille von „sexueller Freiheit“, dem Inbegriff alles dessen, was im Beschämenden und Unreinen seine Befriedigung findet.

Die Überlegungen zu dem Verhältnis von Denken und Freiheit, Zwang und Angst scheinen sich um sich selber zu drehen, zu keinem greifbaren Resultat zu führen, außer zu dem negativen, das den Verzicht auf diese Kategorien erzwingt. Dennoch ist die Konstellation, die Bataille an diese Begriffe bindet, bedeutend genug, um festgehalten zu werden, weil in ihr ein wichtiges Moment seines Denkens zutage tritt.

Die Bindung des Denkens an eine Freiheit, die im Sinne eines unversöhnlichen Kontrahenten zum Bewußtsein zu verstehen ist, postuliert die wissenschaftliche Untersuchung alles dessen, was sich jenseits der Grenzen abspielt, innerhalb derer sich das menschliche Leben auf ideologische Weise definiert. Die Methode des „symbolischen Denkens“ ist es, die herrschenden Begriffe, Ideale oder Ideen auf das zu beziehen, was von ihnen als unassimilierbar ausgeschieden wird, sein Zweck: das Verdrängte zu reabsorbieren. Aus der Perspektive des symbolischen Denkens läßt sich Erkenntnis nicht länger als ein Prozeß der Aneignung definieren; ihre Aufgabe ist es vielmehr, ein positives Verhältnis zu dem herzustellen, was im Zuge der Aneignung als Abfall ausgeschieden worden ist.

Bataille postuliert daher eine Umkehrung der Bewegung des Denkens, für die er zunächst den Begriff des *symbolischen Denkens*, später dann den der *Heterologie* einsetzt. Das symbolische Denken ist als eine Methode definiert, die Formen des herkömmlichen Denkens mit den angsterregenden Bildern dessen zu konfrontieren, was der ideologischen Determination durch das Bewußtsein entzogen ist. Bataille stellt das Bild der Idee neben den Abfall, den die Idee produziert. Als Abfall aber ist alles das bestimmt, was den Widerspruch der Erscheinung zu der von ihr symbolisierten Bedeutung ausdrückt. Das symbolische Denken ist der gewöhnlichen Symbolisierung entgegengesetzt; es substituiert der Bedeutung, die die Gestalt ersetzt hat, von neuem die Gestalt, um dergestalt den Widerspruch zu visualisieren, der jeder Erscheinung immanent ist. Während die herkömmliche Symbolbildung eine komplexe äußere Erscheinung auf einen ihrer Aspek-

te reduziert, dem sie dann ein Wort, einen Begriff substituiert, macht Bataille diesen Substitutionsprozeß nicht einfach nur rückgängig, sondern übt zugleich Symbolkritik. Statt die „Sprache der Blumen“ auf den blumigen Ausdruck des Guten und Schönen zu reduzieren, bringt er die „Blumen des Bösen“ zum Sprechen. Unaufhörlich macht die dynamische Struktur seines Denkens eine Bewegung sichtbar, die von der Idee zum Abfall und vom Abfall zur Idee führt.

Bataille erwartet vom symbolischen Denken nichts Geringeres als einen Ausweg aus dem idealistischen Zirkel der abendländischen Geschichte, die Wirklichkeiten schafft, indem sie vorhandene Wirklichkeiten entwertet und entwirklicht. Besteht die legitime, normative Form des Denkens darin, vieldeutigen und widersprüchlichen Phänomenen wohlgeordnete, hierarchisch strukturierte Reihen von Kategorien zu substituieren, wobei nur der Teil der Phänomene berücksichtigt wird, der sich konform zu den homogenen Formen der Begriffe verhält, alles andere an ihnen aber zum Gegenstand einer geistigen Vernichtung wird, so reabsorbiert das symbolische Denken die verdrängten heterogenen Elemente. Dadurch, daß es die positiven Formen des Denkens mit dem konfrontiert, was diese negieren mußten, um die Form ihrer Positivität anzunehmen, macht das symbolische Denken den Prozeß der Begriffsbildung, der ein Prozeß der Idealisierung ist, rückgängig. Und wie die Begriffe einem Substitutionsprozeß entspringen, in dessen Verlauf die a priori unerkennbare, vielgestaltige materielle Welt durch eindeutige und intelligible Begriffe ersetzt wird, so substituiert das symbolische Denken umgekehrt den so entstandenen Begriffen, was von ihnen annulliert worden ist, um dergestalt den Substitutionsprozeß wieder aufzuheben. Das Postulat, die Bewegung des Denkens umzukehren, daran läßt Bataille keinen Zweifel, kann nur in dem Sinn verstanden werden, daß in dieser Umkehrung der Weg der Begriffsbildung noch einmal von seinem Ende her aufzurollen ist, daß ihm noch einmal von Ausschluß zu Ausschluß und von Köder zu Köder zu

Jan Robert Bloch

Kerzenlicht unten, Laserstrahlen oben

Zum Grundton des Krieges

In einem „letter to the plant physiologist“ beruhigt ein Staatsbeamter der amerikanischen Regierung ihr Gewissen: „Chemische Pflanzenvernichtungsmittel werden in Vietnam dazu benutzt, Dschungelwachstum zu lichten und die Möglichkeiten von Vietkong-Hinterhalten zu reduzieren. Lebensmittel werden nur in entlegenen und dünn besiedelten Gebieten vernichtet, die unter der Kontrolle des Vietkong stehen und in denen solche Vernichtungsmaßnahmen tatsächlich zu spürbaren Versorgungsschwierigkeiten führen“. Im Krieg gegen die Natur stehen die gesellschaftlichen Destillate agent orange, 3,4-Dichlorphenyloxyessigsäure oder Esteron R 245 gegen Elefantengras und Reispflanzen, Laubbäume und Obstpflanzungen. Die lebende Welt hat kaum eine Chance – sie hätte gegen die Akkumulation des Wissens als einem Produkt von Geschichte und Arbeitskraft anzutreten und ist dafür nicht gebaut. Die eigene „List der Vernunft“ hilft den Pflanzen nicht mehr – kaum haben sie Resistenz gegen Vernichtungsmittel des Typs chlorierte aromatische Oxysäuren entwickelt, tritt die auf andere Weise wirkende Kakodylsäure an: die chemische Keule im Stafettenlauf. Die 12th Air Commando Squadron versprüht im dicht besiedelten Mekong-Delta Diplom- und Doktorarbeiten, geronnene Erkenntnisse der Generationen von Chemikern und Pflanzenphysiologen, der Kartographen und Monopollenherren und so fort. Todesnebel der verdichteten Erfahrung.

Brechungsgesetze: Fragen der Lightherrschaft

Zur Berliner Funkausstellung baut Philips seine Lichtkanonen auf. Suchscheinwerfer gleich schießen die Strahlen über die Plätze der Stadt. Im Weltall als Laserwaffe vorgesehen, haben auf Erden die gebündelten Strahlen ihren auch musikalischen Zweck. Ein Verkäufer der sogenannten Compact Discs, die mit Laser abgetastet werden, warnt respektvoll vor einer Aufnahme von Tschaiwskys Overtüre „1812“, bei der die Kanonenschüsse die Lautsprecher zerschmettern können. Die Toten, die so nah sind, Otto Klemperer zum Beispiel, entziehen sich dem „Zeitalter der digitalen Reproduzierbarkeit“ – sie stehen der numerisch gesteuerten Aufnahmetechnik nicht unmittelbar zur Verfügung, ihre Geschichte wird Vergangenheit ohne Gegenwart.

Im Laser steckt gesellschaftliche Verdichtung. Das Licht, das wie keine andere Energieart durch das Leben diffundiert, wird endlich gezähmt. Er wirkt nur punktuell, beleuchtet keinen Raum und erwärmt kein Gemüt – ein Symbol für hard science. Das linear verdichtete Licht kommt in Begleitung eines besonderen Kulturverlusts: „Da geht es lange Zeit vom Kienspan, der Tonlampe aufwärts, sowohl technisch wie ästhetisch aufwärts, hin zu romanischen, gar byzantinischen Lichtkronen, zu Moscheelampen, die selber orientalische Märchen sind, und auch weiterhin läuft das schöne Bessere leidlich fort. Bis die technisch-ästhetischen Fortschrittswege, die bisher zusammenblieben, sich trennen: es kommt die immer heller, doch auch immer häßlicher werdende Petroleumlampe, es kommt die wahrhaft nur photometrisch blendende Auerstrumpf, dann die anfangs so grellnackte Glühbirne, und erst allmählich wird sie durch Milchglas oder Schirme so passabel gemacht, daß ihre bedeutende Helle nicht auch sticht. Aber der Kerzenkandelaber, auf alten Mahagonitischen, verbreit-

tet allerdings auch heute ein nicht nur milderer, sondern festlicheres Licht“ (Bloch, Tübinger Einleitung in die Philosophie, 1970, 121).

Das Licht der Epochen

Im Paris des späten 18. Jahrhunderts sorgten nachts 3500 Laternen für Ruhe und Ordnung (vgl. Schivelbusch, Lichtblicke, 1983, 98 ff.). Seit der Julirevolution 1830 ist die Laternenzerstörung das durchgehende kollektive Leitmotiv des Straßenkampfes gegen die Obrigkeit: ihre Lightherrschaft wird ausgelöscht, die natürliche Finsternis der Nacht wiederhergestellt. Die öffentliche Beleuchtung ist das Polizeimittel der Kontrolle, die Dunkelheit repräsentiert Freiheit und Unordnung – in ihr sind die königlichen Truppen machtlos. Das Dunkle schützt die Aufständischen, ist ihre revolutionäre Gegenwart. Zur praktischen Bedeutung des Kampfes gegen das Licht kommt die symbolische: die Laternen sind Hoheitszeichen der alten Ordnung. Sie werden nicht nur zerschlagen und heruntergerissen, sondern umgedeutet zum blutigen Galgen: „Die Aristokraten an die Laterne“, wie es im Revolutionslied „Ca ira“ heißt.

Es kommt darauf an, wem das Licht gehört. Die Verhörblende blendet den Untersuchungshäftling. Würde er diese herumdrehen, so daß der grelle Schein auf den Inquisiteur fiele, wären die Besitz- und damit Machtverhältnisse wenigstens für den Augenblick vertauscht. Eine großartige Umkehrung: KZ-Häftlinge richten die Suchscheinwerfer auf die Schergen. „Gott, welch ein Augenblick!“ heißt es an der entscheidenden Stelle in Beethovens „Fidelio“. Die Türme an der Berliner Mauer: Was geschähe, wenn die Wächter angestrahlt würden? Das Licht der Bevölkerung kann auch auf andere Art das Oben bedrohen, in ähnlichem Maß wie die vorangegangene plebejische Dunkelheit. Ihr Feiern mit Lampions und Fackeln erzeugt weder das Licht der Überwachung noch die festliche Beleuchtung der fürstlichen Repräsentation, sondern läßt, wie Schivelbusch schreibt, die alten Freudenfeuer des Volkes wiederaufleuchten. So wurde in Wien am 17. März 1848 folgende amtliche Kundmachung veröffentlicht: „Nachdem die Bewohner Wiens ihre Freude über die ihnen Allerhöchst zugestanden Rechte bereits einige Tage durch allgemeinen Jubel und Beleuchtung an den Tag gelegt haben, so wird auf allgemeines Verlangen ersucht, zur Vermeidung jeder Aufregung und Herstellung der nächtlichen Ruhe, von heute an die Illumination der Stadt und der Vorstädte zu unterlassen“ (Lichtblicke, 112).

Mechanik der Bewegung: zur Kontrolle über Zeit und Raum

Die politische Herrschaft über das Licht ist schließlich eine über die Zeiten und Räume des Volkes, sie ermöglicht die Überwachung seiner Bewegungen. Die Stadtbeleuchtung verschafft der Obrigkeit die organisatorische Transparenz zur Aufrechterhaltung ihrer Ordnung. Die verhängte Ausgangssperre nach dem Löschen der Lampen macht die Häuser zum Gefängnis: folgerichtig werden die Möglichkeiten plebejischer Bewegung im Schutz der Dunkelheit kaserniert.

Seit dem Verfall des Ancien régime erfahren die Unternehmen zusätzliche Aufsichtsmittel. In der Welt der Produktion herrscht der Taylorismus – die Atomisierung der Arbeitsvollzüge, die Herrschaft über Zeit und Raum. Der Linearisierung der Zeit gegen die andere menschliche Ordnung (dem biologischen Rhythmus) folgt die Eroberung des Raums in den Bewegungs- und Zeitstudien des Taylor-Nachfolgers Gilbreth. Der Arbeitsprozess wird „intersubjektiv verbindlich“, das heißt von genormter Austauschbarkeit. Physikalisch ist der Sieg über die Zeit das geringere Problem, schwieriger der Kampf gegen die „Räume“ des Lohnarbeiters, die Bewegungen seines Körpers also, gegen die zeiträumlichen Abläufe einer zu bändigenden Natur.

Ergonomie. Ein exoskeletaler Kinematometer ist ein Gerät, das die Bewegungen der oberen Gliedmaßen mißt zum Zweck, die äußere menschliche Motorik in ein dreidimensionales Koordinatensystem zu bringen. Chaplin zeigt in „Modern Times“, wie diese Zurichtung jenseits der Fabrikhalle nachwirkt: er trägt den maschinell abgehackten Habitus in einen Alltag, der von ihm ein anderes Sein erwartet – ein gelöstes, rundes. Diesen Film beschreibt Giedion als „Geschichte eines Menschen, der acht Stunden lang am Tag, jahraus und jahrein, dieselbe Bewegung zu machen hat und für den die ganze Welt sich in Schraubenschrauben verwandelt, die mit einem Schlüssel anzuziehen sind... Er lockert gefährliche Schrauben, die die Geschwindigkeit des Fließbandes ins Irrsinnige steigern, er sieht in der Nase eines Vorarbeiters, in den Köpfen eines Büromädchens, in den Brüsten einer dicken Frau, überall Schraubenschrauben, die anzuziehen sind. Durch Steigerung ins Groteske wird der menschliche Kern des Problems enthüllt. Was ist diese zum Automatismus gewordene Bewegung des Schraubenschraubens anderes als die tägliche Beobachtung, daß in die Bewegungen der Arbeiter, die aus den großen Fabriken strömen, etwas von dem Mechanismus der Maschine übergegangen ist“ (Die Herrschaft der Mechanisierung, 1982, 150 f.). Käme der Alltag zur Fabrik, so stießen wieder zwei Zeiten aufeinander – die Produktionsverhältnisse würden gestört: „Im Betrieb werden solche Strömungen organisatorisch ausgeschlossen. Man stelle sich vor, daß die Frau eines Umwalzers mit einer wichtigen Nachfrage, die eine Antwort erheischt, in den Produktionsvorgang, der alle Nerven absorbiert, einbricht. Es entsteht eine unmögliche Lage, weil der Arbeiter nicht in ein- und derselben physikalischen Zeit mit zwei zeitlich verschiedenen strukturierten Aufmerksamkeiten umgehen kann. Antwortet er der Frau in den Kürzeln, in denen er mit der Maschine umgeht, würde sie nichts verstehen, antwortet er in den Zeitgestalten, in der auf ihr Problem geantwortet werden kann, versteht das die Maschine nicht, die Ader läuft selbständig in den Raum“ (Negt/Kluge, Geschichte und Eigensinn, 1981, 211).

Chaplin erfährt sich in seiner „Aneignung der Welt“ nicht als Urheber, sondern als ausgeliefertes Objekt unerbittlicher Zahnräder, die ihn einverleiben. Weder kann er die Welt begreifen noch sich selber, da er von der fremden Macht der Maschinerie ergriffen wird. Er betritt die Fabrik, an deren Bau er nicht beteiligt war, und verläßt sie ohne Zukunft, findet metallisch legierte Erfahrung vor und kann sie nicht verflüssigen. Ein Produktionsgespräch mit den Produzenten findet nicht statt – er hat keine Chance, denn am umgeformten Naturmaterial, das ihm als amalgamiertes Über-ich gegenübertritt, hat er keinen geschichtlich konstruktiven Anteil. Chaplin ist in „Modern Times“ außer sich bei der Arbeit, aber auch außer ihr nicht bei sich: die Mechanisierung durchdringt alle Lebensbereiche, erfaßt den ganzen Menschen, produziert Maschinen und Maschinenmenschen wie auch den Vagabunden Chaplin. Die Linearität erzeugt ebenso den Außenseiter. Zahnrad und Vagabund sind gleichermaßen Ausdruck seiner modernen Zeiten. Die Maschinerie, geronnenes Produkt ehemals lebendiger Arbeitskraft, besiegt hier die menschenwürdigen Möglichkeiten des Wissens und Handelns. Der Sieg über Chaplins Physiologie steht noch aus – im Film jedoch sehen wir, wie eine Eßmaschine, die den Arbeiter mit möglichst geringem Zeitverlust automatisch füttern

soll, einen Feldzug antritt, an dessen Ende die Imbißketten mit dem zugehörigen „junk food“ stehen. „L'homme machine“, der Mensch als Maschine, bedarf nicht mehr der mechanisch-materiellen Begründung, er wird geschichtlich wirklich.

Die kriegerische Nachbarschaft der Wissenschaft

„Jeder Arbeitsprozess beruht auf einem Verhältnis von Mensch und Natur. Man kann sagen: der Arbeitsakt ist so viel wert, wie an Humanisierung der Natur und Naturalisierung des Menschen in ihn eingeht. Arbeitsqualität beruht deshalb auf Wahrnehmung des Arbeitsgegenstandes, Austausch mit dessen Natur. Arbeitsgegenstand einer kriegsführenden Partei ist der Gegner... als wäre dieser Gegner ein Ding, das es mit Vernichtungswillen zu bearbeiten gilt. Die Trennung der subjektiven Arbeitskraft gegenüber dem Arbeitsgegenstand ist, verglichen mit der Arbeit im Industriebetrieb 'reiner', im abstrakten Sinne radikaler (radikal heißt hier, entgegen dem Wortsinn: der Wurzel des natürlichen Verhältnisses entgegengesetzt). Was den Arbeitsgegenstand betrifft, zeigt Krieg das überhaupt entfremdetste Beispiel von Verdinglichung“ (Geschichte und Eigensinn, 809 f.). Das ist die eine Seite der Kriegsmedaille, ihre Prägung ist auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens sichtbar. Ob Märkisches Viertel oder Videospiele, ob Autoschneisen oder Dünnsäureverklappung, ob Logistik zur Besetzung des Persischen Golfs oder Stationierung von Atomraketen, ob einzelwissenschaftliche Reduktionen oder fälschungssichere Personalausweise – durchgehend verwaltet eine kriegsführende Strategie von oben Mensch und Natur.

Die andere Seite der Medaille zeigt die Beziehungskategorien, die der Verdinglichung im Wege stehen: „Mit der Breitseite der Gewalt ist selbst im Kriege nichts zu machen. Der Grund ist nicht der, daß an und für sich Gewalt nichts nutzt, sondern das Gewaltverhältnis den Arbeitsgegenstand in der beschriebenen Weise verdinglichen muß, um angewendet zu werden“ (811). Diese Erfahrung, aus Vietnam oder Polen, enthüllt das vorrangige Kriegsziel: den Willen des Gegners zu brechen, sein Kampfmotiv zu besiegen. Der Kampf der Motive entwickelt das jeweilige Mittel: Soldaten in gegenüberliegenden Schützengräben, Truppen gegen Partisanen, Polizei versus passiven Widerstand und so fort. Die Reibung der Gegner erzeugt Lernprozesse – bei Gandhi oder in der Friedensbewegung zum Beispiel, wo die Kampfformen zur Frage des Hohlraums werden können, der zwischen Demonstrationen und Staatsapparat geschoben wird zur Vermeidung von Beziehungs- und Berührungspunkten mit der Gewalt.

Zweifellos gibt es „ungleichzeitige“ Kriegsereignisse, die sich dem modernen Management entziehen. Es wäre absurd, dem internen palästinensischen Krieg etwa eine neuzeitliche Wissenschaftsstruktur zu unterlegen. Diese Ungleichzeitigkeit weist auf andere Motive – die unabgeholten Befreiungsbewegungen in der Geschichte eines Volkes oder die überkommenen und gegenwärtigen Formen männlicher Herrschaftsprinzipien, wie Theweleit (Männerphantasien, 1978) sie untersucht. Auf dem Hintergrund des vorherrschenden gleichzeitigen Kriegsbegriffs jedoch gilt, daß nach Maßgabe der Abstraktion, der Verdinglichung und Entfremdung das natur- und sozialwissenschaftliche Denken auf dem Sprung ist, zum Kriege beizutragen. Weder ist die Naturwissenschaft schuldig in dem Sinn, daß sie gezielt die Grundlage der Todestechnik bereitet, noch sind Naturwissenschaftler nach Brecht ein Geschlecht erfinderischer Zwerge, die für alles gemietet werden können und deren Unschuld erst nach Hiroshima verloren ging. Vielmehr konstituiert die lineare einzelwissenschaftliche Pragmatik den Grundton des Krieges, sie ist seine treibende Voraussetzung. Insbesondere ist das der Fall bei moderner Kriegsvorbereitung, in der die militärische Logistik vom Reichtum natur- und sozialwissenschaftlicher Erkenntnis profitiert. Sie kann auf verwandte Beziehungen der Wissenschaft zurückgreifen, die Be-

ziehungsstrukturen kommen dem militärischen Zweck entgegen. In diesem Sinn hat die Rüstungsforschung keine neue Qualität gegenüber einer wissenschaftlichen Produktion, die ihre Ergebnisse zur Verfügung stellt. Die gemeinsame Denkstruktur schafft die Grundlage, auf der die Friedenszeit den Krieg in sich trägt. Da die gesellschaftlichen Widersprüche Vorformen des Krieges erzeugen, da international real Kriege geführt werden, muß wissenschaftliche Forschung nicht lange auf empirische Bewährung warten.

Mögliche Gegenbewegung: die naturwissenschaftliche Forschung entwickelt Beziehungsstrukturen einer werdenden Welt

Die Namen Prigogine, Maturana, Varela, Jantsch oder Haken stehen im „Buch der Natur“ für ein neueres Prinzip der naturwissenschaftlichen Forschung. Dieses Prinzip, mit Begriffen wie Selbstorganisation, Autonomie, Koevolution oder Autopoiesis (Selbst-Erschaffung) bezeichnet, wird auf unterschiedliche Art entfaltet: bei Prigogine als Theorie der Strukturen fern vom Gleichgewicht, bei Jantsch als dynamische Systemevolution, bei Haken als Synergetik (Lehre vom Zusammenwirken), bei Maturana und Varela als biologische Epistemologie. Diese Forschungsrichtung hat ihrerseits eine Tradition, die wesentlich begründet wird durch die Entwicklung der Kybernetik (Wiener) oder der Systemtheorie (Bertalanffy).

Prigogine und Isabelle Stengers (Dialog mit der Natur, 1981) erforschen die Entwicklungen von zunächst strukturarmer Materie zu immer komplizierteren Organisationen. Führt Newtons Physik zur doppelten Buchführung der Natur, zur Welt der Quantitäten des messenden Experiments einerseits, zur Welt der Qualitäten der sinnlichen Wahrnehmung (wie etwa im Goethe-Newton-Streit um die Natur des Lichts) andererseits, so erfaßt nach ihnen die traditionelle Gleichgewichts-Thermodynamik trotz ihres universellen Anspruchs ebenso wenig den ganzen Naturkreis: sie kann mit ihrem Entwicklungsbegriff keine Brücke zum Leben schlagen. Denn nach dem Gesetz der Entropie sind Prozesse in Richtung zunehmender Ordnung höchst unwahrscheinlich, Evolution hingegen bedeutet gerade die Entfaltung dieser Ordnung. Während also die Evolutionstheorie wachsende Komplexität in der Entstehung der Arten, die Auslese seltener Konfigurationen darstellt, indiziert die thermodynamische, entropische Weltbeschreibung das statistische Verschwinden aller Besonderheiten.

Die solchermaßen ans Leben gelegte entropische Elle umfaßt nicht seine Verzweigung und prozeßhafte Entfaltung, sondern hat lediglich die Buchhalterkategorien der Kassenbilanz am Abend – über einem vermeintlichen Produkt wird das Produzierende vergessen. Prigogines Programm betrifft offene Systeme, in denen fern vom Gleichgewicht Schwankungen das ganze System erfassen und dadurch eine neue Ordnung etablieren können. Die Theorie zur dynamischen Existenz von Strukturen jenseits der Gleichgewichtsschwelle führt einen qualitativen Begriff der Naturmaterie ein: auch die anorganische Natur bewegt sich im offenen System der konstruktiven Möglichkeiten. Die objektiv-realen Bewegungen der Materie gehorchen solchermaßen weder der vollständigen Determination der Newtonschen Mechanik noch der Wärmetheorie des Entropie-Hauptsatzes. Prigogines „Buch der Natur“ beschreibt eine Naturgeschichte in Symmetriebrüchen, aus denen evolutionäre Prozesse hervorgehen, die wiederum Symmetrie brechen.

Das System der evolutionären Offenheit bei Jantsch umfaßt die asymmetrischen Ursprünge der sogenannten unbelebten Materie, die Lernvorgänge mit der Umwelt in der Entwicklungsgeschichte der Lebewesen, die Menschwerdung als schöpferischen Prozeß der Selbsttranszendenz. Es fußt ja bereits die Entstehung des Lebens auf die evolutive Dynamik in der anorganischen Natur.

In dieser chemischen Evolution bildete sich unter Einwirkung von elektrischen Entladungen aus Ammoniak, Methan, Wasser eine „präbiotische Ursuppe“: Aminosäuren und Nukleotide, die sich anreichern und unter kettenförmiger Assoziation zu Proteinen und Nucleinsäuren polymerisieren. Die Selbstorganisation dieser Kettenmoleküle zu sogenannten Hyperzyklen ist die Voraussetzung zur Entwicklung der Zellen, die die biologische Evolution einleiten. Jeder einzelne Schritt dieses Prozesses steht dabei in Einklang mit dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik, denn die vorübergehende Stabilität der Lebensbausteine, der Zwischenstationen also, ist Voraussetzung für die Entfaltung weiterer, höherer Strukturen unter Aufhebung der vorangegangenen Ordnung. In diesen Subsystemen spielen die nicht-umkehrbaren Prozesse eine konstruktive Rolle. Die statistische Deutung des zweiten Hauptsatzes erlaubt in offenen Systemen (schließlich: unsere Welt) die Stabilisierung von Schwankungen, ihre Verstärkung durch die nichtlinearen Eigenschaften dieses offenen Systems. Die Evolution wird somit zum schrittweisen Übergang zwischen verschiedenen stationären Zuständen.

Nach der Synergetik Hakens (Erfolgsgeheimnisse der Natur, 1981) durchlaufen zahlreiche Naturvorgänge Phasen der Selbstfindung temporärer optimaler Stabilität bis hin zur Etablierung einer qualitativ neuen Dauerstruktur. Die Terminologie seiner synergetischen Dynamik bewegt sich allerdings in der Befangenheit einer merkwürdigen Feudalstruktur sowie Ellenbogenwirtschaft. In einem synergetischen System konkurrieren mehrere „Ordner“, der Verlauf ihrer Wechselbeziehung bestimmt den Endzustand. Eine Zeit lang dominiert ein Ordner und „versklavt“ die anderen; er diktiert den Zustand des Systems, verliert aber nach kurzer Zeit die Herrschaft, und ein anderer kommt zum Zuge und so fort. Chaotische Zustände sind durch permanente Herrschaftswechsel gekennzeichnet, bis schließlich der Ordner mit der höchsten Wachstumsrate sich durchsetzt. Das kollektive Verhalten der Teile eines synergetischen Systems ist somit dem Konkurrenzprinzip und der schließlichen Herrschaft eines obsiegenden Ordners geschuldet: Hakens „Natursubjekt“ befindet sich noch in der Vorgesichte der Menschheit.

Bei Maturana und Varela heißt es: „Wir erzeugen daher buchstäblich die Welt, in der wir leben, indem wir sie leben“ (Erkennen: Die Organisation und Verknüpfung von Wirklichkeit, 1982, 269). Sie beschreiben den Erkennenden als Subjekt einer eigenen Autopoiese, Selbsterschaffung also. Lebende Systeme sind durch autopoietische Strukturen definiert: zwar sind diese Systeme durch ihre Organisation bestimmt, im Prozeß ihrer Selbsterzeugung jedoch verschieben sie ihre Grenzen. Maturana und Varela unterscheiden autopoietische und allopoietische Organisationen. Auf Gebieten wie Neurophysiologie, Molekularbiologie, Sprache und Kommunikation untersuchen sie die Qualität der jeweiligen Netzwerke anhand der funktionalen Beziehungen. Autopoietisch organisierte Systeme sind autonom – ihre Verwirklichung ist das Produkt ihres Funktionierens. Solche Systeme sind insofern homöostatisch, als sie unter Aufrechterhaltung ihrer Identität externe Einflüsse assimilieren.

Ein allopoietisches System hingegen ist außerstande, sich selbst zu erneuern, sondern „lebt“, wie etwa eine Dampfmaschine, eine von außen vorgegebene Funktion: solche Systeme sind weder autokatalytisch noch selbstreferentiell.

Frage hier ist, worin das Neue in den Selbstorganisationstheorien steckt. Wesentliches Kennzeichen dieser Theorien ist, daß sie vom Naturstoff her gedacht werden. Die selbstevolutive Strukturen der Materie sind im Denken der genannten Naturwissenschaftler zum einen eine Seinsweise der Naturprozesse, zum anderen ihr Forschungsparadigma, das heißt die Fragen an die Natur zielen auf diese Seinsweise. Darüber hinaus bedeuten bei einigen Autoren diese Theorien zudem ein ethisches Programm der Lebensbeziehungen, nach dem unterdrückende Hierarchie aufhört und die selbstbestimmende Entfaltung des Menschen beginnt.

Wie kommt das Objekt zum Subjekt?

Vom Naturstoff her denken erschließt unsere eigene Existenz; dieses Denken ist das naturphilosophische Korrelat zum geschichtsfilosofischen Begriff vom gesellschaftlichen Menschen.

Die Natur als Ausgangsort der Weltbewegung ist die philosophische Absicht Schellings. Wird in der kantischen Erkenntniskritik das wissenschaftliche Objekt durch das Subjekt erzeugt, so stellt die Naturphilosophie Schellings die umgekehrte Frage: wie gelangt das Objekt zum Subjekt und dadurch zu sich selbst? (Bloch, *Zwischenwelten*, 1977, 306 ff.) Die zur Menschengeburt treibende Natur ist eine unendlich produzierende, prozessierende: „Wir kennen die Natur nur als tätig, denn philosophieren läßt sich über keinen Gegenstand, der nicht in Tätigkeit zu versetzen ist. Philosophieren über die Natur heißt, sie aus dem toten Mechanismus, worin sie befangen scheint, herauszuheben, sie mit Freiheit gleichsam beleben und in eigene freie Entwicklung versetzen – heißt, mit anderen Worten, sich selbst von der gemeinsamen Ansicht losreißen, welche in der Natur nur, was geschieht, – höchstens das Handeln als Faktum, nicht das Handeln selbst im Handeln – erblickt“ (Schelling, *Werke I*, 1859, 13).

Die Teilhabe des Menschen am Naturprozeß geht über bewegendes Mitdenken: über die Natur philosophieren heißt mit ihr verbündet schaffen. Schelling, der die wissenschaftliche Objektseite der Natur (Medizin, Physik, Mathematik) studierte, stellt der empirischen Physik eine Natur im Werden gegenüber. Sein von Marx hochgehaltener Jugendgedanke „über dem Produkt nicht das Produzierende zu vergessen“ überschreitet die gegenständliche Erstarrung der Natur in der empirisch-wissenschaftlichen Beschreibung der Naturphänomene in Richtung des lebendigen Naturprozesses. Schellings Begriff naturgeschichtlicher Entwicklung ist (trotz wie vielleicht wegen des gehobenen romantischen Weltgefühls im all-einheitlichen *Hen kai pan*) im Kern eine Antizipation der in den Theorien offener Systeme erforschten Dialektik zwischen Stillstand und Prozeß, der höheren Systembildungen „fern vom Gleichgewicht“. In Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ steht eine aktuelle Chemie des Lebens: „Man muß annehmen, daß in jedem chemischen Prozeß ein solcher Dualismus entgegengesetzter, wechselseitig erregter Kräfte herrsche. Denn in jedem chemischen Prozeß entstehen Qualitäten, die vorher nicht da waren, und die ihren Ursprung bloß dem Bestreben entgegengesetzter Kräfte, sich ins Gleichgewicht zu setzen, verdanken.“ (Werke II, 1850, 433). Die dynamischen Beziehungen finden im Produkt ihren Ruhepunkt, ihr Gleichgewicht; eine unabdingbare Voraussetzung des Lebens als dauernder Prozeß ist aber, daß das Gleichgewicht und die entstandenen Produkte intermediäre Zwischenstationen dauernder „Symmetriebrüche“ sind: „... es ist offenbar genug, daß das Leben in einem steten Werden besteht, und daß jedes Produkt, eben deswegen weil es das ist, tot ist; daher das Schwanken der Natur zwischen entgegengesetzten Zwecken, das Gleichgewicht konträrer Prinzipien zu erreichen, und doch den Dualismus (in welchem allein sie selbst fort dauert) zu erhalten, in welchem Schwanken der Natur (wobei es nie zum Produkt kommt) eigentlich jedes belebte Wesen seine Fortdauer findet“ (494).

Die mit dem Begriff selbstevolutiver Strukturen verbundene Praxis zeigt andere Naturwelten kraft der anders gestellten Fragen an die Natur. Diesen Fragen gemeinsam ist ein Prozeßdenken, das die Tatsachen nicht fetischisiert, sondern als Momentaufnahmen der Naturbewegungen sieht. Die, vorwiegend im Gegensatz zur numerisch-quantifizierenden Systematik, qualitative und damit vielschichtige Leitidee Selbstorganisation begreift die Natur als eine sich selbst hervorbringende: statt der Schädelstätte positivistischer Hackstückerei enthüllt sich eine Materie im „poetisch sinnlichen Glanz“, kommt Farbe in die Naturwerkstatt.

Die Entwicklung des Menschen aus der anorganischen Materie verbürgt die ihr innewohnende Tendenz zur aufsteigenden

Entwicklung, zur Überschreitung der jeweilig erzeugten Strukturen. Die in der Selbstorganisationsforschung entdeckten Naturbewegungen sind dem Materiehorizont Ernst Blochs vielfältig resonant. Eine hinführende, fragende Passage im „Experimentum Mundi“ (1975, 218) lautet: „Dialektik gibt es in der Natur deshalb, weil sie gleichfalls ein prozeßhaftes, ja besonders unerledigtes und unfertiges Feld ist. *Dialektische Bewegung selber* ist die des Neuen: sie läßt eben durch immanenten Widerspruch des Subjekts immer wieder Neues entspringen, sofern keine gewordene Form dem Subjekt bereits eine endgültige bestimmende, qualifizierende, angemessene ist. Naturphilosophisch steht deshalb immer wieder dringend zur Frage: Gibt es auch – entsprechend dem arbeitenden Subjekt als dem Erzeuger der Geschichte – ein Subjekt in der Natur, eines, das der Motor von Naturdialektik sein könnte?“

Die Natursphäre ragt fortwirkend in die Menschengeschichte hinein, diese Geschichte ist eine der Beziehungen der Menschen zu sich und zur Natur. Die „menschliche Geschichte der Natur“ (Moscovici, 1982) als Geschichte dauernder Umformungen enthält die entscheidende Gegenbewegung zur Propaganda eines thermodynamisch begründeten Untergangs. Die Trinität Mensch-Arbeit-Natur in unentfremdeter Konkretheit setzt eine Weltallkategorie anderer Art: die eingreifende Versöhnung und gestaltende Verschwisterung, die allseitig entfaltete Arbeitsgemeinschaft mit der Natur. Gegen das überzeitliche entropische Weltgesetz steht realdemokratisch die Perspektive eines Stoffwechsels mit der Natur fern der ökonomischen Dreieinigkeit Kapital, Grundeigentum und Lohnarbeit. Die Befreiung gegenwärtig geschändeter Arbeit und geschundener Natur erkennt in den Naturelementen nicht nur den Weltbaustoff, sondern die Möglichkeiten menschlicher und natürlicher Selbsterzeugung. Ein Produzierendes in der Natur, das einer in freier und bewußter Produktion gestalteten Technik entgegenkommt, wäre solchermaßen der Baugrund zur freien Tätigkeit der Menschen. Die Beziehungskategorien der Menschen in ihrem Stoffwechsel betreffen also die Frage der sozialen Vermittlung der Menschen untereinander (Aufhebung der Herr- und Knecht-Verhältnisse) und zugleich die Vermittlung mit dem Naturstoff selber: nicht mit einer entropisch hindämmern und versiegenden Materie, sondern mit einer potentiell reichen, ohne die eine konkrete Entfaltung der Menschen in demokratischer Freiheit keine Naturheimat hätte.

Das bedeutet nicht, daß die naturwissenschaftlichen Theorien zur Selbstorganisation eine praktische Philosophie darstellen. Aus ihnen läßt sich nur soviel ethisches Handeln ableiten, wie politisch-moralische Verantwortung in die Leitidee eingeht. Ohne diese Ethik wäre die Selbstorganisation das bloße Ergebnis eines „reflektiv-gefederten Bewußtseins“ (Sloterdijk), das sich angesichts der mangelnden Produktivität der bisherigen linear-objektivistischen Ansätze das forschungspolitische Überleben sichert. Ein solches Ergebnis bedarf weder der Trikolore der französischen Revolution noch muß sie Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erzeugen – der theoretische Physiker Haken etwa versteht, wie erwähnt, die synergetischen Naturprozesse als Vorgänge der Versklavung wetteifernder Ordner. Unschwer wäre eine „Prigogine-Technik“ in den selbststeuernden Raketen, die über stochastische Prozesse oder Infrarotsensoren ihr Ziel finden, zu erkennen. Eine solche Technik überschreitet die Grenzen linear geprägter Militärsysteme: Die Komplexität der gegnerischen Logistik erfordert selbstorganisatorische Funktionen, an dieser Logistik scheitert die bislang hierarchische Fremdsteuerung der Geschosse. Ebenso kann selbstorganisierte Arbeit ohne emanzipatorische Ethik die Verlagerung der Lohnarbeit über btx-Systeme in den privaten Haushalt in Gestalt „computerunterstützter Heimarbeit“ bedeuten. Die menschenwürdige Dimension der Selbstorganisationstheorien ist zwar an den potentiellen Reichtum der Natur gebunden als Anlage zur menschlich-natürlichen Entfaltung, aber ebenso an eine praktische Vernunft, die uns hoffen läßt.



folgen ist. Das symbolische Denken korrigiert die herkömmliche Perspektive des Denkens, die des Homogenen; zwar ist es unfähig, positiv darzustellen, was von jenem ausgeschlossen wird, wohl aber kann es das homogene Denken aus der Perspektive dessen zeigen, was Objekt des Ausschlusses ist. Das symbolische Denken greift den Gesichtspunkt des Heterogenen auf.

Bei der Umkehrung der gewöhnlichen Bewegung des Denkens verfährt das symbolische Denken keineswegs willkürlich oder entstellend. Es erhält in diesem Zusammenhang vielmehr die Bedeutung einer „Ent-Stellung des Entstellten“ und damit die einer Richtigstellung. Das symbolische Denken intendiert die Rettung der Phänomene, die vom herkömmlichen Denken vergewaltigt werden. Es ist so etwas wie die Anamnesis an die verdrängte Heterogenität, die von ihm ineins mit der Gewalt, die dem Heterogenen widerfahren ist, wieder erinnert wird. Das symbolische Denken konfrontiert die reinen Formen des Geistes mit Tatsachen, die seiner ideologischen Determination entgegen. Insofern es aus den abstoßenden, ausgeschlossenen Elementen die provozierenden Bilder dessen macht, was auf ewig in Dissonanz zur präntendierten Harmonie logischer Formen steht, entgeht allein das ungehinderte symbolische Denken „dem Determinismus, den der polizeiliche Mechanismus des rationalen Denkens ins Unendliche reproduziert.“ (2)

Als eine Skatologie, als Lehre von den Abfällen, die der intellektuelle Prozeß der Aneignung produziert, muß die Heterologie in Analogie zur soziologischen Untersuchung des Ausschlusses von Menschengruppen verstanden werden. Zwischen den homogenen Formen des Denkens, die den Ausschluß alles dessen erzwingen, was ihre ideale Reinheit beschmutzen könnte, und den homogenen Formen der Gesellschaft, die gewisse soziale Kategorien als Abschaum, Pöbel oder Lumpenproletariat denunzieren, besteht eine Beziehung struktureller Homologie, dergestalt, daß die Wissenschaften nicht erkennen können, was sich der Assimilation durch die so-

ziale Homogenität entzieht. Die homogenen Formen des Denkens erfüllen wie die homogenen Formen der Gesellschaft die Funktion der Normierung und der Normalisierung; sie dienen gemeinsam der Herstellung einer gleichermaßen faktischen wie ideellen Normalität. Und in beiden Fällen ist die Herstellung eines homogenen Milieus an den sadistischen, also keineswegs rationalen Akt des Ausschlusses aller Elemente gebunden, die das labile homogene Gleichgewicht in Frage stellen.

Was sich auf der intellektuellen Ebene eher harmlos ausnimmt, nämlich der Ausschluß weiterer Bereiche des Wirklichen aus der Sphäre des Denkens, führt auf politisch-sozialer Ebene zu den blutigsten Konsequenzen: nämlich zur Verfolgung und Vernichtung all derer, die nicht in die jeweils herrschenden Kategorien gehören. Bataille sucht mit seinem Entwurf einer Heterologie nach Auswegen aus einer Welt, in der das Passen oder Nicht-Passen in eine Kategorie, die gewisse Merkmale normiert, andere dagegen negiert, zu einer nicht mehr zu rechtfertigenden Ordnung der Dinge führt.

Der imperiale Akt des Ausschlusses, dessen Analyse in letzter Instanz eine Untersuchung der Ursachen des Faschismus erlaubt, ist ein Akt brutaler Gewalt, gleichgültig auf welcher Ebene er stattfindet. Da er die unverzichtbare Bedingung homogener Systeme ist, teilt sich dem System als Ganzem die Gewalt mit, die an seinem Ursprung steht. Homogene Systeme sind gezwungen, diese ursprüngliche Gewalt immer dann zu aktualisieren, wenn die unerwartete Wiederkehr der verdrängten Elemente die Gefahr ihrer Auflösung mit sich bringt. Die Möglichkeit dazu ist mit jenen materiellen Sanktionssystemen gegeben, die bereits bei den geringfügigsten Abweichungen von den homogenen Prinzipien wirksam werden. Die Notwendigkeit eines „polizeilichen Mechanismus“, die, wie Bataille erkannt hat, für alle rationalen Systeme besteht, ist mit dem Ursprung aus dem imperialen Akt des Ausschlusses gegeben. Er ist es auch, der die Reaktualisierung der Gewalt jederzeit ermöglicht.

Insofern die theoretische Heterologie

bis zur Erkenntnis dieser Zusammenhänge vordringt, erweist sie sich als eine radikalisierte Form der Erkenntnis, die nicht etwa hinter das diskursive Denken zurückfällt, sondern dieses Denken bis zum Äußersten treibt, bis zu dem Punkt, an dem sich die irrationalen Voraussetzungen rationaler Systeme abzeichnen. Es handelt sich dabei um ein Irrationales, das nicht das Andere des Rationalen, sondern seine immanente Bedingung ist. Die Heterologie überschreitet die Grenzen des herkömmlichen Denkens, indem sie sich seinen Abfällen und damit dem zuwendet, was diesseits oder jenseits des diskursiven Denkens liegt. Zugleich macht sie die verborgenen Manipulationen und unbewußten Substitutionen sichtbar, an die das Denken von seinem Ursprung her gebunden ist. Darin erweist sie sich als ein Denken des Denkens in einem radikal anti-hegelianischen Sinn.

Der vorliegende Text ist der Auszug aus einem Kapitel meines Buches „Souveränität und Subversion. Georges Batailles Theorie der Moderne“, das im September dieses Jahres im Verlag Matthes & Seitz, München, erscheinen wird. Es wird dort die Zunahme des Irrationalen mit wachsender Rationalisierung in Analogie gesehen zur Zunahme des Mülls auf unserem Planeten mit wachsender Produktion. Zugleich wird dargestellt, wie Bataille eine Methode zur Reabsorption des Ausgeschlossenen entwickelt.

(1) Georges Bataille, Dossier de l'Œil pinial, in: ders.: Œuvres complètes, Vol. II, Ecrits posthumes 1922-1940, Paris 1970, S.22

(2) Von dem Problem der angeblichen Negativität dessen, was von den homogenen Formen des Denkens ausgeschlossen wird, steht auch Adorno in seiner „Negativen Dialektik“. Allerdings bleibt er dort stehen, wo Batailles Reflexionen einsetzen. Adornos Intention war es, das Negativ der Dialektik von dem Nicht-Identischen aus neu zu bestimmen, getreu der Erkenntnis, daß bislang noch alle Dialektik vom Satz der Identität ausging. Es zeigte sich jedoch, daß Adorno den herrschenden Kategorien zu sehr verpflichtet war, als daß er der Aporie, die logisch gesehen das Problem darstellt, etwas als negativ Bestimmtes positiv auszudrücken, hätte entkommen können. Und so hat er, anstatt kühn ein positives Verhältnis zu den Ausschüssen der intellektuellen Produktion herzustellen, durch die Bindung an eine Begrifflichkeit, die von vornherein jeden ästhetischen Ausweg verwirft, nur ein Spiegelbild der Dialektik skizziert.

Little Branch



Manfred Geier

Ubus Bauch

Perspektiven einer Pataphysik des Raumes in Anlehnung an Alfred Jarry

„Überhaupt beherbergt der Raum mehr Kuriositäten, als sich der Surrealismus träumen läßt.“
Ybex (1)

JEAN BAUDRILLARD: Jedes System, das sich einer perfekten Operationalität annähert, ist seinem Untergang nahe – es reicht ein kleiner Finger, um es zum Einsturz zu bringen. Man kennt die Kraft der Tautologie, die die Anmaßung des Systems zur vollkommenen Kugelgestalt vorantreibt (Ubus Bauch)...

Aus der Eigenlogik des Systems die absolute Waffe machen. Gegen ein hyperrealistisches System ist die einzig denkbare Strategie gewissermaßen pataphysisch: die Strategie einer „Wissenschaft imaginärer Lösungen.“ (2)

VATER UBU: Schweigt, blöde Sauigel. Wir wollen meditieren. Die Sphäre ist die vollkommene Form, die Sonne ist das vollkommene Gestirn, in uns ist nichts so vollkommen wie der Kopf, immer zur Seite erhoben und ihrer Form nachstrebend, es sei denn das Auge, Spiegel und Ebenbild dieses Gestirns. Die Sphäre ist die Form der Engel. Vollkommener als der Zylinder, weniger vollkommen als die Sphäre, strahlt aus dem Faß der hyperphysische Körper. Wir, sein Isomorph, sind schön.

DIE RÜPEL: Dieses Faß, das da kommt, Ass, das da kommt, Ass, das da kommt, das ist Vater Ubu. Und sein ungeheurer Wanst, ungeheurer Wanst, ist ein...

VATER UBU: *Non cum vacaveris pataphysicandum est*, hat Seneca gesagt. Es wäre dringend nötig, einen Flicker in unser Kleid aus philosophischer Wolle einzusetzen. (Ubu Hahnrei, 2. Akt, 4. Szene)

Zuvor

Wie also? Ubu ist. Aber von dem, was dringend nötig wäre, weiß er noch nichts. Zwar ist er mit seinem Los zufrieden. Aber von den drei Seelen, welche Plato unterscheidet: Kopf, Herz und Wanst – ist allein letzterer bei ihm nicht embryonal (Jarry, *Paralipomènes d'Ubu*).

Und doch meint und pocht etwas in ihm, will über- statt nur totschießen, kommt aber nicht heraus. Doch ist drin,

läßt selten nach. Sonst könnte man ja keinen utopischen Überschuß in seiner vergangenen Gestalt (geboren: 1888) finden, der uns heute, gar künftig betrifft. Knappes Raunen gehört hierher, auch promoviertes Selbstbewußtsein. Denn Herr Ubu ist nicht nur jener *Groß-Wanst-Meister* (*Grand-Maitre de la Gidouille*), dessen ungeheurer Bauch sich zur vollkommenen Kugel vorantreibt; er ist auch ein großer Pataphysiker, gar *Docteur en Pataphysique*. – Wie bitte, mein Herr?

VATER UBU: *Pataphysiker. Die Pataphysik ist eine Wissenschaft, die wir erfunden haben und deren Notwendigkeit ganz allgemein spürbar geworden ist.* (Ubu Hahnrei, 1. Akt, 3. Szene)

Dreiteufelswan! Natürlich ist hier besonders die *Geometrie* interessant, hat sie als Wissenschaft der räumlichen Ordnung es seit babylonischen Zeiten bis hin zur Gravitationsgeometrie Einsteins (1915) doch mit dem Problem des Messens und des Maßes zu tun. Das betrifft, in besonderem Maße, auch König Ubus Wanst, dieses ungeheuerliche Faß, dieses Ass, das da kommt und immer wieder, nicht nur bei Türen, seine geometrischen Probleme hat, „hindurchzukommen“.

Ubu frißt. Er schreißt: „Merdre“. Aber er hat sich noch nicht. Er weiß sich selbst noch nicht als pataphysische Substanz, als außergewöhnliche Ausnahme. Vielleicht ist es gerade diese Unwissenheit seiner eigenen pataphysischen Natur, die seine Kampfeslust, seine Stärke, die lärmende Fülle und anarchische Wurzel seines hyperphysischen Wesens ausmacht? Denn das Emblem des pataphysischen Doktors ist nun einmal sein Wanst und nicht sein Kopf, der weniger der Sonne als form-vollkommenem Gestirn nacheifert als vielmehr von ihm wie eine Birne geschüttelt wird, weshalb Vater Ubu von den Engländern auch „Shakespeare“ genannt wurde, „und sind von ihm unter diesem Namen manch schöne Tragödien überliefert.“ (König Ubu, Vorspann)

Erst im neowissenschaftlichen *Dr. Faustroll* (Pataphysiker), der sich selbstbewußt als Pataphysiker erkennt, sich betätigt, es von sich fordert, wohnt das wahre

pataphysische Vorrecht, da ja „die Pataphysik die Wissenschaft ist“. (3) Durch ihn erst kommt das Faßliche Ubus zu sich und wird zum aufgehobenen Objekt einer Wissenschaft imaginärer Lösungen.

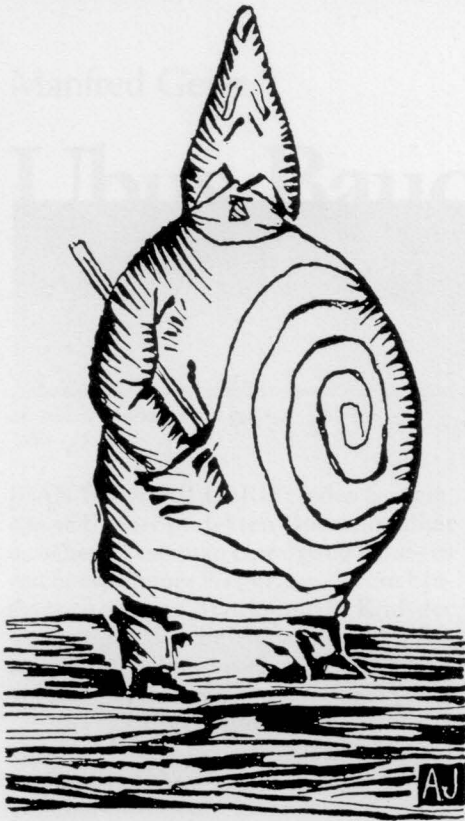
Drehung/Hebung: Pataphysik

Auch ein noch so imaginäres Wesen kommt niemals ohne ein Hier vor, dicht dabei. Es hat um sich einen Ort, der nicht nur *Äußerlichkeit*, sondern auch Schema der *Außerung*, der Gestaltung ist. Und ist selbst Raum: gewordene Äußerlichkeit und mögliches Gestaltet- und Gelungensein (Bloch, *Experimentum Mundi*, S. 113). Aus Ubus Wanst, seinem Faß, strahlt isomorph der hyperphysische Körper.

Verallgemeinert fiele er zunächst in den Bereich der *Physik*. Gleichgültig gegen den Inhalt und die Schönheit dieses Wanstes interessiert die naturgesetzlichen Bewegungsformen eines Körpers, sofern er nichts als Körper ist, eingebunden in die Gravitations- und elektromagnetischen Felder der klassischen Physik.

Die Objektivität der Physik setzt Messungen von Räumen (Geometrie), Zeiten (Kinematik) und Massen (Mechanik) voraus, deren Objektivität allein durch ideale/ideative Meß-Anforderungen garantiert werden kann: ohne Rücksicht auf die Materie in ihren historisch-qualitativen Figuren wird so die nur metrische Extension berechenbar, apriori bestimmt durch die idealen Forderungen an vollkommene Messungen. Wir sind im Bereich der *Protophysik*, mit der Geometrie an erster Stelle (4). Hier nun ist die Fläche ideal eben, die Gerade wirklich gerade, der Punkt von unausgedehnter Idealität. Ubus Wanst wird protophysikalisch zur idealen Kugelgestalt. Er wird geometrisiert als imaginäres Ideal, aprioristische Idee: „hyperphysisch“, perfekt, vollkommen. Protophysikalisch wird seine unvollkommene Realität in die Hyperrealität einer Geometrie aufgesogen, welche nicht nur den tatsächlichen Wanst des Ex-Königs von Polen und Aragon als vollkommene Kugel „scheinen“ läßt, sondern jede Realität protophysikalisch codifi-





Alfred Jarry, *Ubu Roi*

ziert. Alfred Jarry kannte schon das Geheimnis, daß die banalste Wirklichkeit heute nur noch hyperreal ermessen und erfahren werden kann.

So erscheint die protophysikalische Geometrie als moderne Form der *Metaphysik* in säkularisierter Kleidung. Ihre Vollkommenheiten schreiben den wirklichen Körpern gewisse Grundformen vor, die stets nur ungenau verwirklicht werden können, gleichwohl die Objektivität physikalischer Erfahrung und Gegenständlichkeit ermöglichen und garantieren. Die „Physik“ wird überstiegen, um in den metaphysischen Grund eines meßbar Seienden zu gelangen.

Aber wie die Metaphysik sich über die Physik erhebt, bleibt auch ihr das Schicksal des Überstiegenwerdens nicht erspart. Welchen Aus- und Überblick aber gewinnt man da, wenn man sich aus der Metaphysik dreht und hebt? War er für Heidegger das schlechthin Andere, so ist er für Jarry, Ubu, Faustroll und ihre Nachfolger nichts anderes als eben: *Pataphysik*, ta 'epi (metà tà physikà), eine Wissenschaft des Besonderen, der Epiphänomene, der Gesetze, durch die die Ausnahmen bestimmt werden, wobei nicht übersehen werden darf, daß auch die physikalischen Gesetze und geometrischen Axiome des herkömmlichen Universums ebenfalls, wenn auch häufigere, Ausnahmebeziehungen sind, die noch nicht einmal die Anziehungskraft der Einzigartigkeit haben, weil sie sich voll-

kommen auf wenig ausnehmende Ausnahmen reduzieren.

DEFINITION: *Pataphysik ist die Wissenschaft von den Phantasielösungen, die den Umrissen symbolisch die Eigenschaften von Gegenständen zugesteht, die nach ihrer Möglichkeit beschrieben werden* (5).

Was ist König Ubus Wanst anderes als eine solche imaginäre Lösung, die den dickbäuchigen Umrissen eines verfressenen Hampelmann-Diktators, der überall reinen Tisch macht, eine mögliche Form zuschreibt, die sphärisch zu strahlen scheint in ihrer „Ungeheuerlichkeit“! Hievon später mehr (Robert Walser). Auch wenn nämlich die Pataphysik die „letzte Instanz“ ist, so wollen wir doch noch einmal am Anfang der Geometrie Alfred Jarrys beginnen, der nicht zufällig mit der ersten euklidischen Definition zusammenfällt, um so ihre hierarchische Heterarchie zu dokumentieren.

Punkt / Gerade

Per definitionem ist ein Punkt, was keine Teile hat und *ohne Ausdehnung* ist (Euklid). Am Nullpunkt der Geometrie befindet sich, als schlechthin erste Form, das unteilbare Nichts eines hyperphysischen Objekts, aus dem sich Alles entwickeln läßt. Zunächst die Linie: ein Punkt, der sich bewegt, erzeugt eine Linie, in gleicher Richtung eine Gerade. Das Nichts des Punktes verläuft dabei, auf breitenloser Länge, ins *Unendliche*, wobei zugleich Euklids 7. Satz fundamental ist: zwischen zwei Punkten einer Geraden gibt es stets unendlich viele Punkte. (An ihnen hat sich Achilles bekanntlich vergebens abgerannt (Zenons Paradoxie).) Georg Cantor hat das 1873 als „Nichtabzählbarkeit“ bewiesen, die unendliche Menge dieser Punkte als rekursiv potenzierbare „*Mächtigkeit des Kontinuums*“ bestimmt und damit die Mengelehre und ihr *Aktual-Unendliches* geboren. (Ist es ein akzidentelles Epiphänomen, daß im gleichen Jahr Alfred Jarry das Licht der Welt erblickt?) Die kontinuierliche Strecke, als geometrische Form arithmetisiert, wurde seitdem zum Musterbeispiel einer aktualistisch aufgefaßten Unendlichkeit.

Wohl nicht nur, weil er eine katholische Mutter hatte, wird Cantor seine allgemeine Mengenlehre zur Metaphysik gerechnet und selbstbewußt geschrieben haben: „Von mir wird der christlichen Philosophie zum ersten Mal die wahre Lehre vom Unendlichen in ihren Anfängen dargeboten.“ (6) Er wußte natürlich auch, und der katholische Philosoph Constantin Gutberlet (Das Unendliche, mathematisch und metaphysisch betrachtet, 1878) hatte ihm dabei theologischen „Sukkurs“ gegeben, daß die Vollkommenheit des Unendlichen (vom unendlich kleinen Punkt bis zur aktuellen Unendlichkeit der Linienpunkte) seit Aristoteles mit GOTT identifiziert worden ist: GOTT als das vollkommene Wesen ohne Größe, unteilbar, unzerlegbar wie ein Punkt, gleichwohl unbegrenztes Vermögen, notwendig nicht seiner Größe nach, nur seiner Form (Metaphysik XII, 7). Der hl. Thomas von Aquin hat es dann ja im 1. Band seiner „Summa Theologiae“ nachhaltig bewiesen: GOTT ist wesenhaft unendlich, reine Form; dabei ohne körperliche Ausdehnung, schlechthin erstes unteilbares Sein. Und auch die „Theodizee“ hat ihn als Ur-Einheit oder Ur-Monade imaginiert, als letzten unteilbaren Grund aller Dinge und absolut unendlich in seiner Vollkommenheit (vgl. Leibniz' Monadologie, 38 ff.).

Die Paradoxien / Antinomien dieses unendlichen Gottes als geometrische Fiktion deuten sich bereits in König Ubus Meditationen über die vollkommene Form an. Sie werden pataphysisch endgültig aufgeklärt jedoch erst in den „Heldentaten und Lehren des Dr. Faustroll“ (1898):

41. VON DER OBERFLÄCHE GOTTES:

Gott ist per definitionem ohne Ausdehnung, aber der Klarheit unserer These wegen muß es erlaubt sein, ihm eine beliebige Anzahl von Dimensionen, größer als null, zuzuschreiben, wohl wissend, daß er keine hat. . . .

DEFINITION: *Gott ist der kürzeste Weg von Null nach Unendlich.*

In welcher Richtung? wird man fragen.

Wir werden antworten, daß Sein Vorname nicht Jules ist, sondern *Plus und Mi-*



mus. Und man muß sagen:

⊕ Gott ist der kürzeste Weg von Null nach Unendlich, in beiderlei Richtungen. . . .

Aber Gott, bekanntlich ohne Ausdehnung, ist keine Linie.

Erinnern wir uns noch einmal daran, daß

$$\infty - 0 - a + a + 0 = \infty$$

die Länge $a=0$ ist, a also keine Linie, sondern ein Punkt ist.

Deshalb, *endgültig*:

GOTT IST DER TANGIERENDE PUNKT VON NULL NACH UNENDLICH.

Die Pataphysik ist die Wissenschaft. . .



MC Escher, *Bolspiralen*

Kreis

Heute verdanken wir es einer „Semiötik des Weiblichen“ (Eva Meyer, *Zählen und Erzählen*, 1983, S.153 ff.), daß der *männliche* Charakter dieser göttlichen Lösungen evident geworden ist. Die unteilbare Identität des Punktes und die unendliche Linearität einer geraden Bewegung sind dekonstruiert als Zeichen eines „PHALLOGO-ZENTRISMUS“, demzufolge der göttliche „Phallus“ für die männliche Fiktion des einen identischen Standpunkts steht, der, beweglich geworden, zugleich jede Komplexität linearisiert.

VATER UBU: Bei meinem grünen Kerzenständer, das verstehe ich nicht.

MUTTER UBU: Wie, Vater Ubu, bist du etwa mit deinem Los zufrieden?

VATER UBU: Bei meinem grünen Kerzenständer, Schreiße, gnädige Frau, jawohl ich bin zufrieden. (König Ubu, 1. Akt, 1. Szene)

Was ja nicht ausschließt, daß auch er sich von einem geometrischen Phantasma bewegen läßt, das gegen Identität und Linearität eine zirkuläre *Selbststrückbezüglichkeit* ins Spiel bringt, die sich im Kreis zu vervollkommen sucht. Zweidimensional gedacht erscheint Ubus Wanst von einer Linie umkreist, die unendlich zirkuliert, weil sie keinen Anfang und kein Ende hat, oder, wie es die mystische Schwanz-im-Maul-Schlange symbolisiert, end- und anfänglich zusammentrifft (Dr. Faustroll hat es uns autobiographisch vorgelebt: 1898 wurde er

im Alter von dreiundsechzig Jahren geboren, das er bis zu seinem Tode ein Leben lang beibehielt.)

Doch diese Zirkularität soll hier nicht inthronisiert werden. Zu deutlich ist in der kreisenden Selbststrückbezüglichkeit noch der junggesellenmaschinenartige „circulus fructuosus“ (Francisco Varela) eines patriarchalischen Phantasmas erkennbar, das auf zentralem Punkt und unendlich punktierter Linie ruht und von ihnen aus denkt. – Wir müssen die pataphysische Drehung also fortsetzen, um die wahre Komplexität des königlichen Körpers wirklich er-messen zu können: d.h. seine vieldimensionale „Körperlichkeit“ als Komplexität eines Materiellen, das nur von einer Vielheit von Standpunkten/Kontexturen aus umschrieben werden kann. Wir gelangen so zu König Ubus Wanst als einer sphärischen

Kugel,

die Julia Kristeva pataphysisch als jene „merkwürdige“ Wahrheit zu fassen suchte, in China als imaginärer Lösung: „Außerhalb der Zeit, ohne Vorher und Nachher, ohne Wahr und Falsch; da sie unterirdisch ist, also ein Hohlraum, urteilt sie nicht und postuliert sie nicht; aber sie verweigert, verlagert und zerbricht die symbolische Ordnung, bevor sie sich von neuem herausbildet.“ (Die Chinesin, 1974, S.263)

Dabei ist kaum bemerkenswert, daß jeder kugelartige Hohlraum protophysika-

lisch dem Prinzip der inneren Homogenität unterliegt:

$P_1/S \sim P_2/S \sim A(S, P_1) - A(S, P_2)$,
mit $P_1, P_2 \dots$ als Ecken-Variablen, $S_1, S_2 \dots$ als Seiten-Variablen und P/S als Primaussagenform: P berührt S . Pataphysisch außergewöhnlich ist vielmehr, daß die Kugel aus nichts als lauter *Nabelpunkten* besteht. (Das folgt u.a. daraus, daß jede eine Kugel tangierende Ebene diese an einem Punkt trifft, dessen DUPINsche Indikatrix ein Kreis ist (Vgl. David Hilberts 4. Eigenschaft der Kugel)).

Unendlich oft also ist die Kugel bei ihrer imaginären Geburt abgeschnitten worden: Nabelpunkt neben Nabelpunkt neben Nabelpunkt usw. ad libitum, in jede der infinit vielen Richtungen. Dr. Faustroll hat es an Ubus vollkommenem Gestirn, der *Sonne*, demonstriert, diesem kalten, festen, homogenen, von einer Kugel umrasten Feuerball, dessen Nabelpunkte er 1 m ausgedehnt sein ließ, um so die berechenbare Basis „für lange, umgekehrte, netzartige, 699999 Kilometer lange Pyramiden“ zu haben, „deren Spitzen 1 Kilometer vom Zentrum entfernt sind. Jede sitzt auf einer Schraubenmutter, und ihre Neigung zum Zentrum würde, *wenn ich Zeit hätte*, die Rotation einer an ihrem oberen Teil angebrachten Flügelscheibe in einigen Metern zäher Flüssigkeit, mit der die ganze Oberfläche lackiert ist, in Gang bringen.“ (Faustroll 38. VON DER SONNE ALS KALTEM KÖRPER)

Sowenig König Ubus Wanst leer ist, so wenig ist auch diese Sonne vakuös. Als Phantasielösung übersteigt sie die leere Beschwörung der vorsokratischen Philosophie, jene „vollkommene Kugel“ des Parmenides als Bild des Seins, das in seiner geometrischen Perfektion zwar eine großartige Philosophiegeschichte hinter sich haben mag, aber in seiner starren Ordnung doch zu festgefügt ist, um als außergewöhnliche Ausnahme anerkannt zu werden. Nicht nur phänomenologischen Studien über die „vollkommene Rundung“ (Gaston Bachelard, Poetik des Raumes) kann die wesensmäßig leere Kugel kein gutes Symbol abgeben. Auch einer Pataphysik des Raumes ist sie zu inhaltsarm. Es entgeht ihr die pataphysische Fülle all dessen, was als *Rundes* bekanntlich nach Liebkosung ruft und deshalb zu den schönsten Bildern des Daseins erwähnt worden ist: „Jedes Dasein scheint in sich rund“ (Jaspers); „Das Leben ist wahrscheinlich rund“ (van Gogh); „Man hat gesagt, das Leben sei schön. Nein, das Leben ist rund“ (Bousquet); „Eine Nuß macht mich ganz rund“ (La Fontaine); „Denn von drinnen aus erlebt, kann das Dasein nur rund sein“ (Bachelard); „Der Vogel, beinahe kugelförmig, ist gewiß der erhabene, göttliche Gipfel lebendiger Konzentration“ (Michelet); auch Rilkes Nußbaum ist „stolz gerundet“, und kann nur so „die ganze Wölbung des Himmels“ in sich genießen wie den Geschmack einer Frucht. Halten wir daran fest, daß im Album konkreter Pataphysik die Bilder des runden Daseins ein großes Kapitel eröffnen würden.

„Doch vorausgesetzt eben ist eine der Dialektik offene Raumgestalt, ja eine spezifische Unruhe des räumlichen Doppelwesens (als Äußerlichkeit und Äußerung, M.G.) selber, eine spezifische Unruhe des Raums vor all seiner möglichen Ruhe 'in den Tiefen'. Es ist die Unruhe der Äußerung, welche mitten in den Entspannungen der Äußerlichkeit sich Platz schlagen kann.“ (Bloch, Experimentum Mundi, S. 114) Julia Kristevas unterirdischer Hohlraum kann noch nicht die letzte Instanz sein. In seiner vollen Rundung schlägt sich Ubus Wanst durch das ihm isomorphe Dasein der hyperphysischen Körperlichkeit,

ausgezeichnet durch ein besonderes Zeichen, das seine unendlich vielen Nabelpunkte, in denen er sich selbst bestaunt, beweglich bleiben läßt, positiv angespannt in der epiphänomenalen Figur, der pataphysischen „Gidouille“.

Spirale

Sie ist dabei nicht nur das Emblem der pataphysischen Vollkommenheit König Ubus, das sich von seinem Nabel über den ungeheuerlichen Wanst auswindet. Sie ist metonymischer Signifikant dieses Wanstes selber, den Ubu liebevoll drastisch als seine „bouzine“, „giborgne“, „boudouille“ oder „gidouille“ rühmt. Ubu und die Gidouille: „das ist die heitere Nabelschau der pataphysischen Selbstgewißheit.“ (7)

Die Spirale ist zugleich das epihänomenele Siegel des *Collegium Pataphysicum*. Sie symbolisiert die unendliche Drehung des pataphysischen Denkens in seiner spezifischen Unruhe, das einem zentralen Punkt zustrebt, ohne ans Ziel zu kommen, und sich zugleich nach Außen treiben läßt, an die unbegrenzten Ränder des pataphysischen Universums, um dort zu sich zu kommen. Nicht zufällig sind Spiralen, wo immer sie auftauchen, Epiphanien pataphysischer Gegenwart – *ubuquitär* –: Spiraltendenzen der Vegetation (Goethe), Bewegung der Seele von Sterblichen in die schwindelnden Tiefen des menschlichen Inneren (Hugo), Spiralgebäck zur Feier der Sonnenwende, keltische Einschrift, Piranesis phantastische Spiraltreppen, Strudel des Maelstroms (Poe), galaktische Superstruktur, Gestalt der Proteine, die Kompositionstechnik Breughels, eine Notation von Stockhausen, etc. ad libitum. „Gäbe es heute noch die Gewohnheit, Archimedes nachzuahmen, würde ich gerne anordnen, daß diese Spirale auf meinem Grabstein gemeißelt würde, mit diesem Wahlspruch: In mir selbst erscheine ich verwandelt wieder.“ (Jacobus Bernoulli) Man weiß, daß es nicht nur bei dieser Anordnung geblieben ist.

So weit sie sich auch einrollt oder ausrollt: die Gidouille hat die Dimensionen des hyperphysischen Körpers. Sie dreht/hebt das pataphysische Universum, von der mole-

kularen Zellstruktur bis zu den Superstrukturen galaktischer Räume. Sie zeichnet die Vollkommenheit in die *Sphäre* des König Ubu ein – „die Sphäre ist die Form der Engel“ –; und läßt den hell erleuchteten *Äther* des unsterblichen Dr. Faustroll, seine ÄTHERNITAS, in sich gekrümmt beweglich sein, jenes Universum, „das man vielleicht statt des Überkommenen sehen sollte“, jenes ALL also, das Faustroll mit seiner abstrakten und nackten Seele als unbekannte Dimension ausgestattet hat:

„aber weiß man denn, ob ALLES ein regelmäßiges Kristall ist oder nicht mit größerer Wahrscheinlichkeit ein Ungeheuer (Faustroll definiert das Universum als *das, was die Ausnahme zu sich selbst bildet*)? (36. DER BISCHOF LIEST DEN BRIEF GOTTES)

.....
GOTT IST DER TANGIERENDE PUNKT VON NULL NACH UNENDLICH. Die Regel IST die Ausnahme. Aus dem Faß strahlt der hyperphysische Körper. *Das Dasein ist rund. Um einen Feuerball rast eine Korkkugel.* Ebenso hat DER BEGRIFF SONNÉ die Form eines Eies. Die Spirale ist tief. *Die Pataphysik ist die Wissenschaft...*

(1) „Ich weiß nicht, was der Name Ubu bedeutet, welcher vielleicht die Abstraktion seines zufälligen, nicht vorkommenden Prototyps ist: *Ybes* vielleicht, der Geier. Doch das ist nur eine Seite seiner Rolle.“ (Alfred Jarry, *Paralipomènes d'Ubu*). Zu diesem Zusammenhang vgl. meine Arbeit: *Doktor Ubu und Ich. Pataphysische Begegnungen*, Rheinbach/Merzbach 1983.

(2) Jean Baudrillard, *Der symbolische Tausch und der Tod*, München 1982, S. 12 f.

(3) Alfred Jarry, *Heldentaten und Lehren des Dr. Faustroll (Pataphysiker)*, Neowissenschaftlicher Roman, Berlin 1968.

(4) Vgl. G. Böhme (Hrsg.), *Protophysik*, Frankfurt 1976.

(5) Faustroll, zitiert nach der Übersetzung von Thomas M. Scheerer, *Phantasielösungen*, Rheinbach/Merzbach 1982, S. 10.

(6) Vgl. H. Meschkowski, *Probleme des Unendlichen*, Braunschweig 1968.

(7) Ausführlich: Thomas Scheerer (Anm. 5), S. 85 ff.

Paul Celan – Die fortdauernde Apokalypse

In Memoriam Horst Hempel

SCHWARZE Milch der Frühe wir trinken
sie abends
wir trinken sie mittags und morgens wir
trinken sie nachts
wir trinken und trinken
wir schaufeln ein Grab in den Lüften da
liegt man nicht eng
Ein Mann wohnt im Haus der spielt mit den
Schlangen der schreibt
der schreibt wenn es dunkelt nach Deut-
schland dein goldenes Haar Margarete
er schreibt es und tritt vor das Haus und es
blitzen die Sterne er pfeift seine Rüden her-
bei
er pfeift seine Juden hervor läßt schaufeln
ein Grab in der Erde
er befiehlt uns spielt auf nun zum Tanz

Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich
nachts
wir trinken dich morgens und mittags wir
trinken dich abends
wir trinken und trinken
Ein Mann wohnt im Haus der spielt mit den
Schlangen der schreibt
der schreibt wenn es dunkelt nach
Deutschland dein goldenes Haar
Margarete
Dein aschenes Haar Sulamith wir schaufeln
ein Grab in den Lüften da liegt man nicht
eng
Er ruft stecht tiefer ins Erdreich ihr einen ihr
andern singet und spielt
er greift nach dem Eisen im Gurt er
schwingts seine Augen sind blau
stecht tiefer die Spaten ihr einen ihr ande-
ren spielt weiter zum Tanz auf
Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich
nachts
wir trinken dich mittags und morgens wir
trinken dich abends
wir trinken und trinken
ein Mann wohnt im Haus dein goldenes
Haar Margarete
dein aschenes Haar Sulamith er spielt mit
den Schlangen

Er ruft spielt süßer den Tod der Tod ist ein
Meister aus Deutschland
er ruft streicht dunkler die Geigen dann
steigt ihr als Rauch in die Luft
dann habt ihr ein Grab in den Wolken da
liegt man nicht eng

Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich
nachts
wir trinken dich mittags der Tod ist ein
Meister aus Deutschland
wir trinken dich abends und morgens wir
trinken und trinken
der Tod ist ein Meister aus Deutschland
sein Auge ist blau
er trifft dich mit bleierner Kugel er trifft dich
genau
ein Mann wohn im Haus dein goldenes
Haar Margarete
er hetzt seine Rüden auf uns er schenkt uns
ein Grab in der Luft
er spielt mit den Schlangen und träumet der
Tod ist ein Meister aus Deutschland
dein goldenes Haar Margarete
dein aschenes Haar Sulamith

Ich bekenne gern, daß mich das Lebensge-
fühl, das in dieser „Todesfuge“ von Paul Ce-
lan, verbunden mit dem infernalischem
Grauen des Niedergangs, bis in die
unmittelbare Gegenwart bestimmt, ja ver-
folgt hat, so daß mir auch heute noch
verwehrt ist, *über* Paul Celan und seine Lyrik
nach sorgfältig erarbeiteten wissenschaft-
lich-philologischen Kriterien zu sprechen,
geschweige Celans sprachlose Sprache
durch Worte, die nicht meinen unmittelba-
ren eigenen Erfahrungen entsprechen, zu
überspielen. Und auch dann verbleibt noch
ein Rest von Scheu, so daß ich um Ver-
ständnis bitte, wenn ich mich so weit wie
möglich der Interpretation der Celanschen
Lyrik enthalte, dafür sie selbst zum Klingen
bringen lassen möchte.

Lyrik beantwortet keine Fragen. Ihre
wesentliche Bedeutung liegt im Span-
nungsfeld widersprüchlicher Antwort-
möglichkeiten, denen ich so wenig wie
möglich vorgreifen möchte. Antworten, Ih-

re Antwort können nur Sie geben.

Das kann für Sie ein Ärgernis sein. Sie
glauben, darauf ein Recht zu haben, von
mir zu erfahren, *wer* Paul Celan war und
was er über dieses oder jenes gesagt hat,
worin seine „Aussagen“ bestanden, was er
sich, Ihnen, uns sagen wollte und sich ihm
möglicherweise versagte.

Nein, indem wir einem Dichter zuhö-
ren, werden wir, nach einem Wort Heideg-
gers, *hörender* für das, was für jeden von uns
wesentlich und folglich auch nicht für jeden
allgemein verständlich „auf den Begriff“ ge-
bracht werden kann, da es sich von vorn-
herein jeder begrifflichen Fixierung
entzieht.

Die sich hier hervorkehrende Sprachlo-
sigkeit der Sprache, die sich äußerlich an ei-
ner Tendenz der Sprachverstümmelung
zeigt, resultiert bereits aus der Kommuni-
kation des Unausprechlichen im Schwei-
gen. Dabei kann die Sprachlosigkeit der
Sprache so mächtig werden, daß sie den
Dichter daran hindert, überhaupt noch
Worte zu gebrauchen.

WEGGEBEIZT vom
Strahlenwind deiner Sprache
das bunte Gerede des An-
erlebten – das hundert-
züngige Mein-
gedicht, das Gedicht.

Aus-
gewirbelt,
frei
der Weg durch den menschen-
gestaltigen Schnee,
den Büßerschnee, zu
den gastlichen
Gletscherstuben und -tischen.

Tief
in der Zeiteinschränkung
beim
Wabeneis
wartet, ein Atemkristall,
dein unumstößliches
Zeugnis
(Atemwende)

Im „Atemkristall“ vereinigen sich alle Vorstellungen von einer gültigen Sprache, der Ursprache, sieht doch Celan „im Atem (...) die lebendige Mitte zwischen dem Wort und dem Schweigen“, im Atemkristall „das Ideal eines makellosen Kunstwerks“

In der Lyrik Celans tritt im Gleichklang das Ereignis von Stummheit und Schrei hervor, das zuweilen, nicht immer, gegliedert ist. Es ist das „Ereignis“ selbst, das den Weltverlust, die anwachsende Wüste um uns und in uns in Worte zu fassen versucht, ohne daß vom Dichter noch Verbindlichkeiten eingegangen werden, die sich an einer Welt orientieren bzw. ausrichten, die in unserem Jahrhundert endgültig vergangen ist. Trotzdem drängen sich Bilder und neue Rhythmen vor: Die entscheidenden/Pausen/erhalten/Zufuhr.

Das letzte Gedicht Celans lautet:

Rebleute graben
die dunkelstündige Uhr um,
Tiefe um Tiefe,
du liest,

es fordert
der Unsichtbare den Wind
in die Schranken
du liest,
die Offenen tragen
den Stern hinterm Aug,
der erkennt dich,
am Sabbath.

In der Sprachlosigkeit der Sprache bleibt auch das Unsichtbare ferngerückt

Die gesenkten
Götterdaumen ..., (heißt es) ich höre,
wir waren
ein Himmelsgewächs,
das bleibt zu beweisen, von
oben her, an
unsern Wurzeln entlang und: ...
unterm linken
Fuß
ein Fenster – der
Erde?

Sternunfug
setzt sich fort, (ist das) sehende, Gott-
entratene
Sternhaufen Blau
(Aber unten trifft immer wieder
Orpheus auf Eurydike

Wenn ich gerade zitierte: Die entscheidenden/Pausen/erhalten/Zufuhr, dann will ich die Quelle nennen: die sich in den Liebeszeilen Celans am Ende tröstlich, wenn auch voll Trauer einstellen.

Es gibt hier kurze Wendungen des Hinübergehens, die gehört werden wollen

Ich, ich
bei dir, der Kahl-
geschorene, -[oder]

du, mit der
die Stunde auslotenden
Wimper [oder]

Das Fremde
hat uns im Netz,
die Vergänglichkeit greift
ratlos durch uns hindurch,

zähl meinen Puls, auch ihn,
in dich hinein,
dann kommen wir auf,
gegen dich, gegen mich,

etwas kleidet uns ein,
in Taghaut, in Nachthaut,
fürs Spiel mit dem obersten, fall-
süchtigen Ernst.

In der Bremer Rede zur Verleihung des Büchner-Preises ging Celan auf sein Verhältnis zur deutschen Sprache ein. „Erreichbar, nah und unverloren,“ (sagte er), „inmitten der Verluste dies eine: die Sprache. Sie, die Sprache, blieb verloren, ja, trotz allem. Aber sie mußte hindurchgehen durch ihre eigene Antwortlosigkeit, hindurchgehen durch furchtbares Verstummten, hindurchgehen durch tausend Finsternisse todbringender Rede. Sie ging hindurch und gab keine Worte für

das her, was geschah: aber sie ging durch dieses Geschehen. Ging hindurch und durfte wieder zutage treten, 'angereichert' von all dem.

In dieser Sprache habe ich ..., in jenen Jahren und in den Jahren nachher, Gedichte zu schreiben versucht: um zu sprechen, um mich zu orientieren, um zu erkunden, wo ich mich befand und wohin es mit mir wollte, um Wirklichkeit zu entwerfen.“

Nach dem Grauen von Auschwitz (und ich setze hinzu: von Hiroshima und Nagasaki): Endzeitgedichte und Endzeitgespräche, von denen ständig die Trauer zu ihm überlief. Das bittere Aufgeben angesichts des abermillionenfachen Mordes. Der mißlungene, entgleiste Entwurf, zerrissen und zürückerstattet

Zwei Schwülste, zwei
Morgennarben,
auch hier, quer durchs
Gesicht.

In scharfer Klage der gleichzeitig erlittene Gottesverlust:

zum Gebet
gegens Gebet

der Himmel
stürzt sich
in die Harpune

Die Schwerkraft der Celanschen Sprache widersetzt sich den leeren Formeln unserer Alltagssprache, insbesondere der der Medien und Computer, die zwar Begriffe und Begriffsverbindungen speichern, ihre vom Dichter intendierten Konnotationen aber nicht nachvollziehen können

Kleine Macht: wenn du
mich hinnimmst, hinnimmst,
hinauf,
drei Leidvoll überm
Boden:
alle die Sterbemäntel aus Sand,
alle die Helfenichtse,

alles, was da noch
lacht
mit der Zunge

Lyrik – nicht nur die Celansche – ist aufs Engste der Musik verwandt und setzt infolgedessen bei jedem von uns die Fähigkeit zum *Hinhören* voraus. Sie mag daher heute eine aussterbende Kunst genannt werden, was ich nicht glaube, als sich die Wissenschaft und Technik heute durch ein hohes Maß von Verdrängung auszeichnet, was häufig durch das öffentliche Bewußtsein nicht wahrgenommen, durch diese „aussterbende Kunst“ aber immer wieder aufs Neue erinnert wird. Von diesen Erinnerungen singt auch Celan

Kahlgeplünderte Phrase Dasein, und
An die Haltlosigkeiten
sich schmiegen:
es schnippen
zwei Finger im Abgrund, in den
Sudelheften
rauscht Welt auf, es kommt
auf dich an.

Du wirfst mir Ertrinkenden
Gold nach:
vielleicht läßt ein Fisch
sich bestechen.

Ich frage also, wie Sie sicher inzwischen schon bemerkt haben, auch nicht nach den Entstehungsbedingungen der Celanschen Gedichte; ich frage: was bringen sie als Zeit-Zeichen für mich, für Sie, für uns zur Sprache

SCHNEEPART, gebäumt, bis zuletzt,
im Aufwind, vor
den für immer entfensterten
Hütten:

Flachträume schirken
übers
geriffelte Eis;

die Wortschatten
heraushaun, sie klaffern
rings um den Krampen
im Kolk.

EINKANTER: Rembrandt,
auf du und du mit dem Lichtschliff,
abgesonnen dem Stern
als Bartlocke, schläfig.

Handlinien queren die Stirn,
im Wüstengeschiebe, auf
den Tischfelsen
schimmert dir um den
rechten Mundwinkel der
sechzehnte Psalm.

Sie erinnern sich der Hoffnung der Dulden-
den:

„Viel sind die Schmerzen derer, die andern Göttern nacheilen. Ich aber werde ihnen nimmer Trankopfer von Blutspenden noch ihren Namen auf meine Lippen nehmen. Der Herr ist mein Erbe und mein Teil. Mein Los ist mir an lieblicher Stätte gefallen; ja, mein Erbe gefällt mir wohl.“

Mein Erbe: Nach Auschwitz hat für Celan sowohl der Gott des Alten wie des Neuen Testaments keine Macht mehr über uns Menschen. Die jüdische Tragödie ist jetzt zu der der Menschheit geworden. Und doch gab es für Celan hin und wieder ein Zurückgehen in eine heile heilige Zeit. Nicht die Rückkehr nach Israel, sondern die Rückkehr zu den magischen Formen der Sprache in einer archaischen Zeit gesprochen, jenseits von Babel, wo sich das Wort mit der Wahrheit noch als identisch behauptete.

Gleichwohl begegnete Celan auf dieser Reise immer wieder dem wandernden Volk, das sich aus dem ägyptischen Exil nicht befreien konnte. Will sagen: Das Exil von damals und die vielen Exile seither, diese Orte des Nirgendwo, sie durchwandert die Sprache Celans.

Diese Sprache streift Namenloses, verweilt bei Petrarca in Avignon, bei Heinrich Heine in Paris, bei Mandelstam, der in der Verbannung eines elenden Todes starb, - und bei Nelly Sachs im Stockholmer Exil.

Den vielen Unbekannten gab Celan die Namen zurück: „Ruth“, „Noemi“, „Mirjam“. Mit ihnen, mit dem „Handvolk“ war er unterwegs in eine andere „Sandstadt“, in ein anderes Ghetto.

Wir leben seit den nazistischen Vernichtungslagern, nach dem Holocaust und seit Hiroshima und Nagasaki im Bewußtsein des apokalyptischen Endes, im Bewußtsein des Todes: Das Wandern durch die Wüsten, das Unterwegssein ist in der Lyrik Celans Sprache geworden. Der Aufenthalt in der Fremde, in der Gefangenschaft, hat sich in dieser Sprache gesammelt. Sie wird zum Halt in der Finsternis und zur Spur aus ihr. Überlieferung und Gegenwart: in der Beschränkung auf Urworte, die in neuen Konstellationen und beim ersten Hören einen erweiterten Sinn gewinnen

Ihr mit mir ver-
krüppelten Worten, ihr
meine Geraden.

Baken
sammler, nächtlings,
die Hucke voll,
am Fingerende den Leitstrahl,
für ihn, den einen an-
fliegenden
Wortstier.

Bakenmeister

Dieses Gedicht steht im Band „Lichtzwang“. Es enthält die ständig vom Scheitern bedrohte Suche nach Positionen, nach „Baken“, nach Richtpunkten in der Nacht. Schreiben leuchtet den Weg aus. Die Sprache wird zum Wortstier, sie gibt Kunde von einem fremden, bedrohten Ereignis, das sich jeder Verfügung entzieht.

Celan bewegt sich auch hier wieder auf die Grenze der klassischen Sprache, der uns allen vertrauten Sprache zu: Wir schließen nicht mehr, denn wir lagen im Uhrwerk der Schwermut / und bogen die Zeiger wie Ruten, / und sie schnellten zurück und peitschten die Zeit bis aufs Blut, / und du redest wachsende Dämmer. (Brandmal)

Aber auch jetzt wieder: Die entscheidenden / Pausen / erhalten / Zufuhr

In deiner Halsgrube lernt
mein Stern, wie man wegsackt
und wahr wird,

ich fingre ihn wieder heraus-
komm, besprich dich mit ihm
noch heute.

Aus dem Nachlaß:

Komm, leg die Welt aus mit dir,
komm, laß mich euch zuschütten mit
allem Meinen,
Eins mit dir bin ich,
uns zu erbeuten,
auch jetzt.

Ich lotze dich hinter die Welt,
da bist du bei dir, unbeirrbar,
heiter
vermessen die Stare den Tod

Die unmögliche Möglichkeit, noch zu atmen, wenngleich die Erde und der Himmel vergiftet und der Mensch sich immer noch weiter von sich selbst entfernt – und der Gott verstummt ist. Das Unsagbare, das in dieser Wirklichkeit gewordenen Ereignis beschlossen liegt, führt nicht nur Celan dazu, daß jede Kommunikation, auch die mit dem Leser, ständig wieder abzureißen droht

Eine Leerzeile, quer
durch die Glockenheide gelegt.
Nichts in den Windbruch getragen.
Wieder Begegnungen mit
vereinzelt Worten wie:
Steinschlag, Hartgräser, Zeit

Celan verknappte immer mehr seine Sprache; die Wörter wurden „vereinzelt“, er fremdet sich ein, wie es in „Fadensonnen“ heißt. Celan vermindert die Worte auf das Wenige, was ihm noch unverdächtig blieb. Sprechen und Schreiben werden für ihn zum „Partikelgestöber.“

Celans Lyrik befindet sich an der „Atemwende“, noch einmal: in der Mitte zwischen Sprechen und Schweigen. Wo aber noch Atem ist, ist Leben. Und Miteinandersprechen noch möglich.

In der „Niemandrose“ droht die Anstrengung jedoch gleich wieder zu scheitern:

Wann
wann blühen, wann
wann blühen die hühendibluh,
huhediblu, ja sie, die September-
rosen?

Hüh – on tue ...Ja wann?

Wann, wannwann,
Wahnwann, ja Wahn -

Septemberrosen gibt es nicht. Der September ist die Zeit, in der die Rosen aufhören zu blühen.

Die Frage, wann die Septemberrosen blühen, ist also eine „unrealistische“ Frage, die nach dem fragt, was nicht ist, aber sein könnte. Die Anspannung, eine solche Frage nach dem Unmöglichen auszuhalten, gerät an den Rand des Wahnsinns. Das Wann wird zum Wahn.

Dabei wird die Gefahr des Verstummens in einer ausschließlich sprachlichen Geste vorweggenommen: Dein Gesang, was weiß er? / Tiefimschnee, / Iefimnee, / I-e-d.

Mit diesen Texten nähert sich Celan bloßer Laute, wobei der Zweifel an der Sprache sich in der Reaktion auf ihren Lautwert ausdrückt. Der Dichter, Celan, ist nicht mehr der Kündler zeitloser Wahrheit. Schon Stefan George nahm sich zurück, auch Trakl. Gleichwohl geschieht Dichtung, in der etwas zur Sprache gebracht wird oder zur Sprache gebracht werden soll, was jeden von uns „angeht“, so lange wir noch atmen.

Atmen wir noch? Leben wir noch?

Celans Antwort lautet:

Dem Golem, einst aus Lehm geschaffen und Atem eingehaucht, fehlt heute der Atem Gottes: Gott selbst ist heute erlö-

sungsbedürftig geworden. Erst die Toten können wieder atmen, erst die Toten verlieren ihre Erdschwere, die, wie wir Spätgekommenen wissen, mit Blut durchdrängt ist; erst sie zählen angesichts der uns bevorstehenden globalen Apokalypse zu den wahrhaft Lebenden.

Das „Du“ der toten Schwester, der Geliebten, aller übrigen Toten. Das „Du“ des toten Bruders, mein Du. In der vom Menschen zerstörten Landschaft, das Leben in der Wüste. Das Auge löst sich aus dem Körper des Menschen und wird zum Stern: Auf galaktischen Wegen schwirrt ein Aug / auf erloschenes zu.

Die Toten können nicht vergessen werden. Ruhe tritt erst am Ende der durchlittenen Zeit ein: Ich höre, es wird gar nicht später.

Adorno war es, der darauf hinwies, daß Celan die Sprache des Leblosen benutzte (als letzten Trost über den jeglichen Sinn verlustigen Tod): der Stein, der Kristall, sie bleiben von der Pest und dem Frieselfieber, die neuen Tod auch in unsere Gegenwart bringen, unberührt.

Das Leben hatte sich aus der Landschaft Bukowina gelöst. Todeslandschaft geworden, blieb sie es für immer. *Gegenwart*.

Die Buchstaben sind Steinbilder, das Wortfeld des Himmels ent-grenzt, die Sprache darin aufgehoben. *Unser Atem*.

Die Mahnung: Mit dem Eintritt des millionenfachen spurlos verbleibenden Todes, stirbt die Sprache der Menschen, sie verstummt. Soll ich sagen: sie verstummt für immer?

Um mit Szondi zu antworten: Nach Auschwitz ist kein Gedicht mehr möglich, es sei denn aufgrund von Auschwitz, von Hiroshima, von Nagasaki, von ... von ... von ...

Hoffnung zur Unzeit

Über das Hamburger Institut für Sozialforschung

Möglicherweise erst aus einer größeren zeitlichen Distanz wird es gelingen, den Prozeß zu beschreiben, der in den letzten Jahren zu einer „Abkehr von Marx“ geführt hat. Doch nicht nur er verlangt nach einer Klärung; rätselhafter fast noch ist das vorgängige Phänomen, daß die Marxschen Begriffe weite Bereiche des Denkens in den sechziger und siebziger Jahren dominieren konnten; daß große Teile einer Generation ihr Selbstverständnis in Begriffen materialistischer Dialektik und aus Zitaten einer proletarischen Geschichte glaubten ausbilden zu können, die nie die ihre gewesen war.

Die Generation, die diese Revolte ausgetragen hat, hat sich dieser Aufgabe einer Klärung nie gestellt. Wie in einer Panik floh sie den Ort einer Erfahrung, die teils banaler, teils virulenter gewesen sein muß als es etwa die Konfrontationen mit der Polizei vermuten lassen. Banaler, denn statt eine geschichtliche Öffnung zu schaffen, blieb die Revolte ein bloßes Phänomen der Oberfläche; virulenter indes, weil sich, im Innern der marxistischen Interpretation und von ihr unbeachtet, ein Bruch angezeigt haben könnte, der – durch die Erfahrung dieser Generation hindurch – zugleich betreffen könnte, was man das „Projekt der Moderne“ genannt hat; virulenter nämlich, weil bisher weder gesagt werden kann, wie dieser Bruch, geschweige denn, wie jenseits dieses Bruches gedacht und gehandelt werden kann.

Natürlich sind dies Hypothesen, die auch beständig Gefahr laufen, die Zäsur dieser Revolte überzubewerten. Doch kann kaum bestritten werden, daß sie einen beunruhigenden Leerraum hinterlassen hat; daß die Antwort auf die Frage, was *heute* Aufklärung sei, höchst unbestimmt geworden ist – gerade nach dem Versuch, ihren Begriff „marxistisch“ zu radikalieren und so erneut zu begründen. Von welchem Ansatz man sich dem Problem dieses Leerraums auch nähern mag: in Begriffen einer Dialektik der Aufklärung oder aber einer Phänomenologie, die noch die Evidenz des „Cogito“ archäologisch zu denken unter-

nimmt und das „Subjekt“ austreicht – auf eine noch ungeklärte Weise haben sich die Begriffe zersetzt, die vor nicht allzu langer Zeit wie selbstverständlich den Horizont von Wissen und Moral bestimmten.

Leerstellen

Dies ist gerade an der „Abkehr von Marx“ zu erfahren. Wo sie sich nicht in blinder und daher vergeblicher Polemik vollzog, wie etwa das Beispiel Glucksmanns zeigt, ereignete sie sich in einer Leerstelle, in welche die Dialektik das „Subjekt“ und seine Emanzipation eingeschrieben hatte. Oskar Negt hat in jeder Hinsicht recht, wenn er feststellt, das Problem der „Subjektstitution“ sei marxistisch ungelöst geblieben („Spuren“ 3/1983, S. 18ff.). Beständig zwischen den empirischen „Subjekten“ und einem „Subjekt“ wechselnd, das Marx seiner Zugehörigkeit zur metaphysischen Tradition verdankte, beide aneinander kritisierend, im Hiatus dieses Aufeinandertreffens eine Utopie des Menschlichen beschwörend, beschrieb die Dialektik eine Bewegung, die sich immer dann in einen „dogmatischen“ Zirkel verwandelte, wenn sie ihre metaphysische Abkunft und Abhängigkeit vergessen machen wollte. Verantwortliches Denken dagegen wahrte die Differenz, wie dies nuanciert etwa bei Bloch zu erfahren ist: „Eine Stufe höher nur im Jetzt: und neben, über dem Proletariat erscheint das Dunkel des gelebten Augenblicks, das darin verborgene Wirklichsein überhaupt...“

Verantwortlich wäre ein Denken, das jenseits des Marxschen Wissens das Dunkel einer Leerstelle phänomenologisch wahrte, in die das „Subjekt“ nur eingeschrieben wurde. Denn es öffnet sich den Virulenzen, die es aus dieser Leerstelle erschüttern und verschieben; es nimmt die Brüche wahr, denen auch die Vorstellung von der „Objektivität“ seines Gegenstands ausgesetzt ist. Auch die Kritik der politischen Ökonomie ist ja *Kritik* nur, weil sie sich verbunden unterstellt mit einem „Subjekt“, in das sie die Kraft des Transzendierens eingeschrieben hatte: noch die subtilste Marxsche Untersuchung ökonomischer Kategorien

zehrt von einer Metaphysik des Subjekts, das die Wahrheit der Kritik im Akt der Revolution nicht nur bestätigen, sondern zuerst auch produzieren werde. Und deshalb setzt Negts Hinweis auf das ungelöste Problem der „Subjektstitution“ eine Bewegung frei, die auch das „objektive Wissen“ untergräbt: die Kritik der politischen Ökonomie und – in ihrem Gefolge – die ganze gegenständliche Welt des „emanzipativen Subjekts“.

Hoffnung zur Unzeit

Die neueste „Abkehr von Marx“ (weit davon entfernt, ein geschichtliches Novum darzustellen oder aus einer Konstellation äußerer Ereignisse, etwa der „Entdeckung“ des Gulag, hinreichend begründet werden zu können) dürfte daher mehr betreffen als nur die zufällige Geschichte einer Generation. In ihr könnte sich erneut eine metaphysische Erfahrung ausgesprochen haben, die von den Marxschen Begriffen kaum erreicht wird, diese Begriffe jedoch immer schon determiniert hat. In allen Debatten um das Verhältnis von „Marxismus und Philosophie“, wie sie von Lukács bis Sartre oder Merleau-Ponty geführt wurden, brach der „Mangel an Subjekt“ und damit die Leerstelle auf, in die es dialektisch eingeschrieben war. Und auch die neueste „Abkehr von Marx“ könnte in dieser Weise als Flucht vor einer Zäsur beschrieben werden, in der das Vergessene an der Vergesslichkeit eines Subjekts sich rächt, das sich nur anmaßte, „Zentrum“ zu sein.

Auf der anderen Seite aber, und das bestimmt die Offenheit der Situation, sieht sich auch ein Diskurs, der den Bruch mit der Dialektik vollzieht und das Subjekt austreicht, vor dem Problem eines moralphilosophischen Defizits; „in wessen Namen – unter Berufung worauf – kann er zum Kampf gegen die im Ausschluß sich manifestierende Macht aufrufen? Man kann bestehende Verhältnisse bzw. Ordnungen nicht umstürzen, ohne sich – gegen diese Wirklichkeiten – auf einen Wert zu beziehen, in dessen Namen das, was ist, der Kritik verfällt.“ (Manfred Frank) Leerstellen auch hier, aber gerade deshalb kann etwa Oskar

Negt für eine neue Marx-Lektüre plädieren, kann, von völlig anderen Prämissen aus, Michel Foucault sagen, ebenso gewiß, wie Marx aus dem Denken heute verschwinde, sei es, daß er wieder in ihm erscheinen werde (vgl. dieses Heft).

Die Gründung eines „Instituts für Sozialforschung“ in Hamburg, das an die Tradition des Frankfurter anknüpft und über die Unabhängigkeit verfügt, sich den akademischen Spielregeln zu widersetzen, kommt also zur Unzeit, und daher weckt sie Hoffnung. Leicht ließe sich einwenden, ein solches Institut sei schlechte Reminiszenz, in der eine geschichtslose Intelligenz nur erneut Geschichte simuliere; doch dieser Einwand wäre oberflächlich. Das Institut, so schreibt Jan Philipp Reemtsma in einer Publikation des Instituts, die dessen Aufgaben erläutert, „wird sich nicht an Traditionen zu messen haben, sondern an der Art und Weise, wie es diesen Plan mit den ihm zur Verfügung stehenden Kräften in der gesellschaftlichen Situation, in die es gestellt ist, verwirklichen wird.“ (S.11) An diesem Anspruch allein, nicht am historischen Zitat also wird es zu messen sein.

Die Hamburger Publikation versammelt Beiträge der Mitglieder eines Beirates, den sich das Institut geschaffen hat, um die Perspektiven seiner Arbeit abstecken zu können: neben dem von Reemtsma Texte des Soziologen Helmut Dahmer (Frankfurt), des Ökonomen Ernest Mandel (Brüssel), der Psychologin Margarete Mitscherlich-Nielsen (Frankfurt), des Gewerkschafters Jakob Moneta (Frankfurt) sowie der Publizistin Alice Schwarzer (Köln). Die Zusammensetzung des Gremiums wie auch die Beiträge lassen gewisse Präferenzen erkennen: Fragestellungen, die den traditionellen Einzelwissenschaften wie Soziologie, Ökonomie und Psychologie benachbart sind, Bezüge zur Arbeiter- und Frauenbewegung. Insofern greift das Hamburger Institut, wie Helmut Dahmer auch ausdrücklich bestätigt (S.29), einen Begriff sozialwissenschaftlicher Forschung vermittelt auf, der auch Horkheimer vorschwebte, als er bei seiner Amtsübernahme 1931 feststellte, es komme darauf an, „aufgrund aktueller philosophischer Fragestel-

lungen Untersuchungen zu organisieren, zu denen Philosophen, Soziologen, Nationalökonom, Historiker, Psychologen in dauernder Arbeitsgemeinschaft sich vereinigen und das gemeinsam tun, was auf anderen Gebieten im Laboratorium einer allein tun kann, was alle echten Forscher immer getan haben: nämlich ihre aufs Große zielenden philosophischen Fragen anhand der feinsten wissenschaftlichen Methoden zu verfolgen.“ (Die gegenwärtige Lage der Sozialphilosophie . . . , in: Sozialphilosophische Studien, Frankfurt/M. 1981, S.41)

Theorie, Praxis

Horkheimers Begriff einer sich bewährenden Aufklärung, welcher die philosophische Fragestellung in subtilen einzelwissenschaftlichen Untersuchungen aufgehoben wissen will, markierte eine doppelte Frontstellung; sowohl die gegen einen bloßen Positivismus des Tatsächlichen wie auch gegen eine philosophische Ontologie, die „echtes Sein nur im Innern des einzelnen existierenden Menschen entdeckt“, wie Horkheimer Heidegger interpretiert (Horkheimer, S.38). Er plädiert dagegen für eine Sozialphilosophie, die in ein Verhältnis von Philosophie und empirischer Forschung übersetzt, und insofern setzt sich hier eine Konzeption vermittelt fort, die der revolutionäre Marxismus emphatisch als Dialektik von Theorie und Praxis hatte herstellen wollen: die Kontinuität von Aufklärung in praktisch verändernder Absicht.

Aber daher zeigte bereits Horkheimers früher Entwurf tiefe Spuren jener Krise, die dem Subjekt der Aufklärung von Anfang innewohnte. Die Zurücknahme des Praxis-Begriffs in den empirischer Untersuchung enthält als Eingeständnis, nicht länger an die Dimension praktisch-umwälzender Erfahrung appellieren zu können, die von der materialistischen Theorie der Revolution unterstellt worden war; sie enthält bereits alle Elemente jener Fragestellung, die dann in der „Dialektik der Aufklärung“ entfaltet werden wird: weshalb der Prozeß der Aufklärung, anstatt eine menschenwürdige Ordnung herzustellen, in einen Zustand

der Barbarei umschlagen konnte.

Ein Mangel der Hamburger Publikation besteht wohl darin, dieses Problem nicht in der notwendigen Eindringlichkeit zu behandeln. Ihre Autoren, vor allem Jan Philipp Reemtsma und Helmut Dahmer, berufen sich auf Horkheimers Äußerungen vom Anfang der dreißiger Jahre, ohne jedoch die Geschehnisse und Modifikationen aufzunehmen, die seine frühe Konzeption in der Folgezeit erfahren hat. Dies ist umso bedauerlicher, als es sich ja nicht um eine Frage von nur akademischem Interesse handelt; vielmehr läßt sich aus der theoretischen Geschichte des Frankfurter Instituts und seiner Autoren etwas über die Brüche und Metamorphosen eines Begriffs sozialwissenschaftlicher Vernunft ablesen, was heute unbedingt in die Konzeption einer Forschungsarbeit von diesem Gewicht eingehen müßte und die Frage, was heute Aufklärung sei, in aller Deutlichkeit akzentuieren könnte.

Es könnte sich nämlich herausstellen, und dies soll hier zumindest als These erwähnt werden, daß Horkheimers Konzept eines „Laboratoriums der Sozialphilosophie“, in dem das Problem philosophischer Grundlegung der kollektiven Verantwortlichkeit von Einzeldisziplinen überantwortet wurde, eine wissenschaftliche Strategie darstellte, die zwar für einen bestimmten historischen Zeitraum ein äußerst fruchtbares Feld wissenschaftlicher Arbeit eröffnete, doch diesem Zeitraum auch angehört und nicht einfach rekonstruiert werden kann; daß aber jenseits dieses Feldes, welches für Deutschland mit der „Dialektik der Aufklärung“ seine Grenzen gefunden haben dürfte, das Verhältnis von theoretischer, praktischer und ästhetischer Vernunft neu bestimmt werden muß, weil sich subjektive Allgemeinheit nicht länger einfach dialektisch unterstellen läßt.

In den Texten des Hamburger Instituts wird dieses Problem zwar nicht ausdrücklich thematisiert. Doch scheint es sich gleichsam aus einer Negation da Geltung zu verschaffen, wo eine Konzeption nahegelegt wird, die den Anteil philosophischer Reflexion noch einmal zurücknimmt und – worauf später noch hingewiesen werden

soll – den Geltungsbereich „ästhetischer Vernunft“ fast vollständig ausklammert.

In diesem Punkt unterscheiden sich die Autoren allerdings auch um Nuancen. Helmut Dahmer etwa schreibt, in noch starker Anlehnung an Horkheimer: „Ziel der Forschungsarbeit des neuen Instituts ist es, an dem Projekt einer von historischer Erfahrung gesättigten, empirisch gestützten und stets wieder korrigierten kritischen Theorie der (internationalen) Gesamtgesellschaft zu arbeiten.“ (S.29) Ernest Mandel argumentiert, in der Tradition dialektischer Orthodoxie: „Dieser Totalitätsanspruch des Marxismus ist überhaupt Anspruch jeglicher Wissenschaft. Es ist der Versuch ... einer in sich geschlossenen kohärenten *Erklärung* der menschlichen Gesellschaft, dem nur ein *non possumus*, ein Verzicht auf Erklärung, d.h. ein Verzicht auf Wissenschaft, systematisch entgegengehalten werden kann.“ (S.62) Jan Philipp Reemtsma dagegen, pragmatischer orientiert: „Das Bedürfnis nach einer vereinheitlichten Gesellschaftstheorie sollte hinter der Notwendigkeit begrenzter Forschungsvorhaben mit klaren Ergebnissen zurückstehen. - Die Fruchtbarkeit eines Ergebnisses ist zwar kein Garant seiner 'Wahrheit', aber der Anspruch einer widerspruchsfreien, übergreifenden Theorie der Gesellschaft ... kann verhindern, fruchtbare Ergebnisse zu erhalten. Die Arbeit des Hamburger Instituts wird darum keine philosophische sein.“ (S.23f.)

Operationalität

Dies stellt gegenüber Horkheimers Intentionen, die ja der Philosophie gleichsam erkenntnisleitende Funktionen zuweisen wollten, einen gravierenden Einschnitt dar. Man kann einen solchen Einschnitt jedoch durchaus mit dem Argument vertreten, daß die Konstruktion eines Vernunftbegriffs, der die Gesellschaft als ein dialektisch gegliedertes Ganzes fassen wollte, nicht länger fruchtbar ist; daß begrenzte, auf regionale Komplexe des Wissens und der Macht bezogene Untersuchungen, wie sie beispielsweise von Foucault meisterhaft initiiert und ausgeführt wurden, einen hö-

heren Wert bei der Erklärung des „Heute“ besitzen. Helmut Dahmer scheint dies nahezu zulegen, wenn er schreibt: „Die neuartige Praxis der KOR-Intellektuellen könnte in den vor uns liegenden Krisenjahren ein Modell für den nicht-fatalistischen Teil unserer sozialwissenschaftlichen Intelligentsia abgeben, der im Hamburger Institut für Sozialforschung einen Stützpunkt und ein Forum finden soll.“ (S.48) Sieht man davon ab, daß die Logik der Macht und der sozialen Auseinandersetzungen in den staatskapitalistischen Ländern Osteuropas anders organisiert ist als in den spätkapitalistischen des Westens, daß der Vergleich mit dem KOR also nur mit Einschränkungen tauglich ist, kann eine solche Konzeption, die eher auf die Operationalität begrenzten Wissens als auf eine Theorie großer Formationen zielt, durchaus plausibel sein. In eine ähnliche Richtung zielt auch Alice Schwarzer, wenn sie für eine „feministische Forschung“ heute verlangt, sie müsse „verstärkt handlungsorientiert und klarsichtig zugleich sein“ (S.111), argumentiert auch Jakob Moneta, wenn er in orthodoxer Terminologie schreibt: „Dank der jetzigen weltweiten kapitalistischen Krise sind wir an einem Scheideweg angelangt: die 'Revolutionierung' des Bewußtseins kann nur durch rücksichtslose Aufklärung in Zusammenarbeit verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen mit sozialen Bewegungen erfolgen, die gewillt sind, sich der Waffen der kritischen Aufklärung in ihren Aktionen zu bedienen.“ (S.96)

Doch führen die Unterschiede zwischen den Autoren und die programmatisch zwischen Operationalität und Totalität oft weit gespannten Bögen, die einzelne Texte beschreiben, immer wieder auf ein Problem zurück, auf das zu Anfang hingewiesen wurde: die Geschichte des Marxismus und kritischer Gesellschaftstheorie ist immer auch die Geschichte der metaphysischen Krise ihres „Subjekts“ gewesen. Über sie kann nicht hinweggegangen werden, indem man die Gesellschaft als immer schon dialektisch vermittelte Totalität unterstellt, der man sich dann in Formen eines operationalen Eingreifens praktisch nähert; und daher könnten sich auch in der künftigen

Arbeit des Instituts Brüche vollziehen, in denen die vergessene Metaphysik daran erinnert, daß selbst die Entscheidung für eine auf Regionen des Wissens und der Macht beschränkte Forschung wenigstens unausgesprochen philosophischer Reflexion geschuldet ist.

Ästhetische Vernunft

Die Ausblendung explizit philosophischer Reflexion geht in der Hamburger Publikation aber mit einem Mangel einher, der selbst dann unverständlich ist, wenn man Horkheimers Konzept einer Sozialphilosophie auch heute noch für verbindlich halten will. In keinem Beitrag wird auf ein Phänomen Bezug genommen, das Horkheimer und Adorno „Kulturindustrie“ genannt haben; schon gar nicht wird künstlerische Erfahrung in die Diskussion aufgenommen. Hier spätestens erweist sich ein Zugang zum Begriff von Sozialforschung als verkürzt, der spätere Arbeiten kritischer Theorie nicht mehr bedenkt, in denen ja – so bei Adorno – der theoretische Begriff sich nicht nur ästhetischer Erfahrung öffnet, sondern mit ihr zu einer „Ästhetischen Theorie“ geradezu verschmelzen will. Nur indem sich das begrifflich-kategoriale und praktische Wissen immer auch auf das ihm Andere, wie es sich herausragend in den künstlerischen Gebilden und ästhetischer Erfahrung vergegenwärtigt, bezieht und sich an ihm korrigiert, wird es auch gesellschaftliche Prozesse beschreiben und in sie eingreifen können, in denen sich die Grenzen zwischen „Wirklichkeit“ und „Simulation“ fortwährend verschieben und neue Ordnungen definieren. Alle Versuche, zu bestimmen, was Aufklärung heute sei, die dies ausblenden, dürften erheblichen Problemen ausgesetzt sein.

Doch bei allem wäre eine Kritik unredlich, die auf Schwächen aufmerksam macht, ohne die Schwierigkeiten des Wagnisses zu bedenken, das eingeht, wer heute, angesichts der Leerstellen nicht-instrumenteller Sozialwissenschaft, ein Forschungsprojekt von diesem Gewicht ankündigt. Die Arbeit des Hamburger Instituts könnte neue Impulse freisetzen, die

MASS

selbst, wenn die weitgespannten Ziele verfehlt werden sollten, Bedeutung erlangen könnten. Insofern mag dem zugestimmt werden, was in der Einleitung der Publikation gesagt wird: „Es mag die Gründung eines neuen sozialwissenschaftlichen Instituts dem einen oder anderen als ein allzu ambitionöses Projekt erscheinen. Wer eine solche Kritik äußert, müßte glaubhaft machen, daß es mit den Traditionen einer kritischen Sozialwissenschaft in dieser Bundesrepublik Deutschland zum Besten steht. Darüberhinaus ist zu sagen, daß hier, wie überall, gilt: daß es von wichtigen Dingen nicht genügt, sie gewollt zu haben.“

Hamburger Institut für Sozialforschung, 2. Auflage, April 1984, Laufgraben 37, D-2000 Hamburg 13, mit Beiträgen von Prof.Dr. Helmut Dahmer, Prof.Dr. Ernest Mandel, Dr. Margarete Mitscherlich-Nielsen, Jakob Moneta, Alice Schwarzer



„Tatsächlich erleben wir die Sensation entstehender Bewegung immer dann, wenn scheinbar gemalte Figuren und Objekte trotz ihrer angestammten Reglosigkeit Leben annehmen. Das Erlebnis ist umso erregender, als sie den Charakter von Zeichnungen nicht abstreifen können. Die Hauptfiguren des Caligari-Films – Dr. Caligari selbst und sein Medium Cesare – verschmelzen auf ihren Wegen und Gängen durch expressionistische Szenenbilder mit den bewegungslosen Schatten und bizarren Kulissen, zwischen denen sie dahingleiten.“

Siegfried Kracauer, *Theorie des Films*
(Szenenfoto aus „Das Cabinet des Dr. Caligari“)



Magazin

In der Senkgrube

Ich bin im „Museum“ gewesen. So jedenfalls stand es, schwarz in weiß gestanz, auf dem kleinen Schild an der grauen Tür. Die war verschlossen. Besuch nur nach Anmeldung. Fotografieren nur mit Genehmigung. Und in der Kammer dahinter - was für Schätze! Nylonstrümpfe z.B., zerrissen und verfärbt, und Plastikpüppchen ohne Kopf und eingedellt. Scherzartikel, Döschen und ein Liebesbrief in Klarsichthülle. Ramsch, Tand, Nippes - veredelt, geadelt gleichsam durch das Medium, in dem sie aufgefunden wurden: der dicken, blasigen Brühe, die nur ein paar Meter vom „Museum“ entfernt aus etlichen Röhren zusammenfließt in den Sielen des Abwasserpumpwerks Hafensstraße.

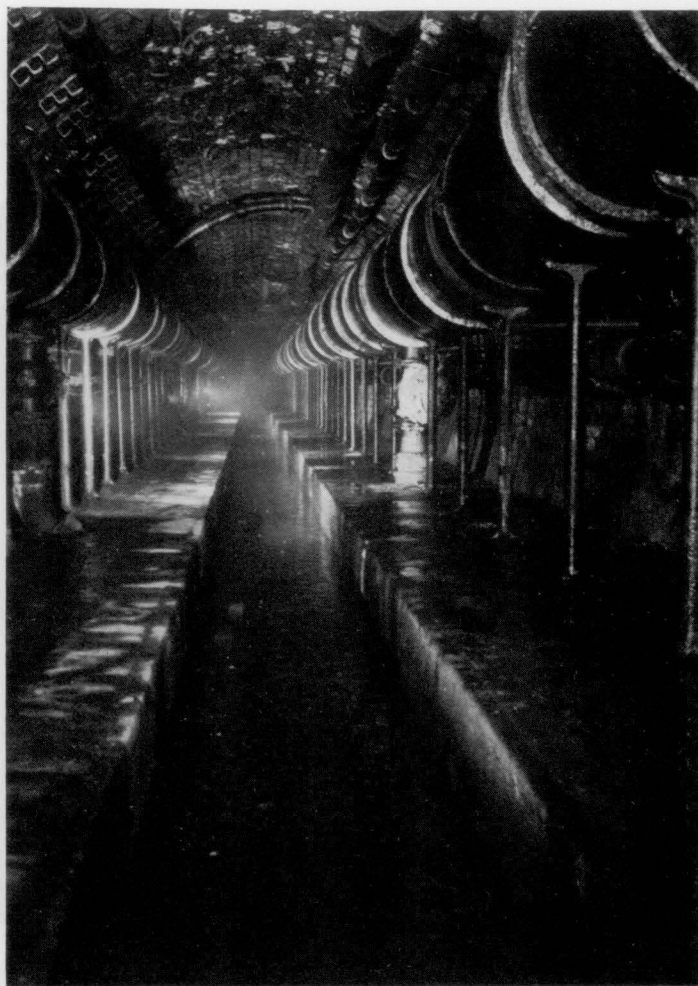
Wer diese schimmelige Sammlung wann und vor allem warum eingerichtet hat, ist nicht zu erfahren. Einige Einmachgläser aber mit Sand- und Wasserproben aus dem Hafengebiet sind beschriftet: das älteste ist von 1958. Ein Vierteljahrhundert Kulturgeschichte der Kloake blickt dich an; was immer wert schien, aus dem Arsch der Stadt gerettet zu werden, lagert auf drei wackligen Tischen. Noch ist ein liebevolles Arrangement erkennbar. Pappschilder, sorgfältig mit Schablone bemalt, tragen belehrende Aufschriften: *So soll es nicht sein! Das gehört zum Müll.* Selbstgebastelte Regale sind als *Kaufhaus* ausgewiesen und in *Stockwerke* unterteilt: *Spielwaren*, *Haushaltsgeräte*, *Damenbekleidung*. In einem der Fächer, verhängt mit einem Waschlappen: ein weinroter Plastikphallus, ein Bett aus der Puppenstube, Reste von Pornomagazinen. (Der Waschlappen schützt Schulklassen, die während der Besichtigung des Pumpwerks auch hierher geführt werden, vor Ansteckung.) Obszönes und Verdorbenes, Wracks und *das Opake*: eine delikate Assemblage in Sepia. Ein MERZtraum von Schwitters, aber schöner, noch zufälliger, echter. Und so herrlich braun, so fleckig, wie das Innere einer Kloeschüssel, bevor das Wasser sich hinein ergießt. ... scheißen Sie gerne? Haben Sie Ihren eigenen Kot schon einmal in die Hand genommen? Nein, nicht als Kind, während der „anal Phase“, sondern als Erwachsener. Oder gehören Sie zu denen, die sich

nicht mehr umdrehen, nachdem sie ihr Geschäft verrichtet haben und ganz schnell abziehen? Und wie steht es mit der Verpackung der Schokolade, die Sie naschen? Ruckzuck in den Müll, nicht wahr? Aus den Augen, aus dem Sinn. Konsequenzloser Genuss.

Hat schon jemand eine Pathografie des Abfalls geschrieben? Eine Darstellung des aufgeblähten Verdrängungsbetriebes, mit dessen Unterstützung sich diese Gesellschaft ihrer Schleimspuren entledigt, indem sie sie ignoriert: der Einzelne seinen Kot ebenso wie Hamburg sein Dioxin. Die Klos mit der schnellen Kette sind überall. Ob Georgswerder oder Gorleben. Bevorzugt wird, auch für die im Pumpwerk Hafensstraße aussortierten „Feststoffe“ (Klopapier vor allem und Zigarettenkippen), die Deponie Schönberg in der DDR. Der Schiß in Nachbars Garten macht die wenigsten Probleme.

Natur kennt keinen Abfall. Scheiße ist Dünger. Industrialisierte Überschußproduktion aber sorgt für Ausschuß, mit dem niemand etwas anzufangen weiß. Recycling? Verschwinden muß es: in der Elbe, in der Nordsee, in irgendwelchen Salzstöcken - wo's gerade noch paßt. Aus den Augen, aus dem Sinn. Bis wir daran ersticken.

Die Scheiße täglich vor Augen haben die paar Männer, die im weitestgehend automatisierten Pumpwerk arbeiten. Nicht nur die eigene: die Ausscheidungen des gesamten Nordens der Stadt. Und den Geruch. Ei-



nen schweren, fast körperlichen Geruch, wie der Furz eines Gottes. Und was für eine Scheiße! Brutal und gefräßig, ein gestaltloses Raubtier. So muß Freud sich die Verwüstungen des Todestriebes vorgestellt haben wie diese Katakomben: das Gewölbe, unter dem die Kanalisationsrohre, die Gedärme der Stadt, sich im Sielbecken treffen. Gelegentlich, nach heftigen Regenfällen etwa, wenn extrem viel Wasser in die Röhren drückt, bei Verstopfung, bläht sich hier die Kloake, ein Meer von Scheiße, und überspült den schmalen Steg, der einige Meter über dem Boden des Siels entlangläuft. Ein zerfressenes Metallgeländer, eine aufgerissene Betonwand bleiben zurück. Selbst die Kacheln, die unverwüstlichen, das Wahrzeichen der zukunftsweisenden, abwaschbaren Architektur, auf der Morde und Graffiti keine Spuren hinterlassen -

selbst die Kacheln fallen herunter. Nebenan werden gerade neue Anstriche und Klebmittel getestet, die der aggressiven Soße standhalten und der dauernden Renovierung vorbeugen sollen. Aber das, heißt es, versuche man seit fünfundzwanzig Jahren. Jeder Kloakenflut folgt weiter die Malwut: Maschinen und Leitungssystem sind frisch und grell gestrichen. Clean wie eine italienische Eisdiele.

„Der Barbar“, weiß Freud, *„hat es leicht, gesund zu sein, für den Kulturmenschen ist es eine schwere Aufgabe.“* (1) Ein Lebenswerk, rein zu bleiben und anständig. Bürgerpflicht. Und wie anstrengend erst, wenn der Arbeitsgegenstand des Kulturmenschen die Scheiße ist. Läßt sich etwas Barbarischeres denken? Gepflegt essen zu gehen, daran erweist sich kulturelles Niveau, Kochen ist eine Kunst - aber was nachher kommt, un-

weigerlich kommt und immer wieder kommt. ... „*Es ist niemals ein Dokument der Kultur, ohne zugleich eines der Barbarei zu sein.*“ (2) Mörderisch indes erscheint diese Zwickmühle allein deshalb, weil wir so unausgewogen sind, nur die eine Seite zu würdigen: Kopf oder After, Oben oder Unten, Bürger oder Penner. Das Kloakenpersonal – man stelle sich ihre Gleichgewichtsstörungen vor! Zwar gibt es kein verlässlicheres Mittel gegen sinnliche Erfahrung als Gewohnheit: irgendwann wird den Arbeitern hier der Geruch so selbstverständlich sein wie Druckern die Druckerschwärze, Krankenschwestern das Sagrotan. Scheiße, Zeitungen und offene Wunden sind unter dem Aspekt der Entfremdung einerlei. Wenigstens eines aber, jener Anonymus, dem das „Museum“ zu verdanken ist, wird sich einen Rest Feingefühligkeit, das kulturelle Radar, bewahrt haben. Kann man sagen, er habe an der Überfülle der Scheiße gelitten? Er wird mit dem „Museum“ die im Pumpwerk falsch ausgependelte Balance wiederherzustellen versucht haben, die Balance zwischen Kultur und Natur, zwischen dem Kot und etwas, das ihm zu widerstehen vermag. Gegen jenen Raum, der regelmäßig von der Kloake zerfetzt wird, setzte er eine Sammlung. Gegen die Scheiße die Plastikwaren. Denn Bilder aufzuhängen im Pausenraum, die „Mona Lisa“ im Postkartenformat, um sich des Fortbestands der Kultur auch unter den Bedingungen der Abfallbeseitigung zu versichern, das genügt nicht. Nur was die Senkgrube übersteht, verdient das Prädikat „Kultur“. Plastik selbstverständlich: unverwundlich, das bedingungslos Beständige schlechthin. Das Plastik ist die Universalsubstanz, alles kann Plastik werden; gibt es nicht bereits Plastikherzen? Nicht nur Herzen: in Bodo Kirchhoffs Novelle „Ohne Eifer, ohne Zorn“ ist ein karnevalistisches Stück Plastikscheiße der Pflock in der Weltverwirrung der Hauptfigur. Und gegen die lauernde, indifferente Masse in den Sammelbecken des Pumpwerks konzipierte der Museumsgründer ein Kaufhaus als vertraute Ordnung, als Anker im kotigen Urschlamm. Das Prinzip Tauschwert bäumt sich auf gegen die sinnliche Gewalt verflüsselter Gebrauchswerte. Mit den in der Kloake treibenden Plastikpüppchen wird das bürgerliche Ich gerettet.

Zugrunde liegt das nach wie vor gängige Verständnis von Kultur, demnach die Verehrung für Michelangelo letztlich so ein-dimensionale ist wie der pragmatische Umgang mit Porno-Videos. Ist Michelangelos David nicht auch ein „schrecklicher Verführer“, sind Pornos nicht einer kulturellen Schätzung zugänglich?

Freilich, damals, als die Kultur wieder einmal zu ihrer Verteidigung gegen sich selber Blut spuckte, so um 1916, kamen einige, von der glatten, folgenlos verehrten Schönheit angewiderte Künstler auf den Dreh, aus Abfall Kunst zu machen. Montagen. Die holten „*eingreifende Mittel aus verachteten oder verdächtigen Formen und aus Formen ehemals zweiter Hand. Aus den Trümmer-Bedeutungen zerfallener Großwerke dazu und aus dem Dickicht eines nicht mehr glatt arrangierten Materials.*“ (3) Montagen ergriffen Partei für das, was ins Abseits gedrängt war, in eben das Abseits, in das die Künstler sich selbst gedrängt sahen, zu abseitiger Wirkungslosigkeit verdonnert, während die schönen Seiten der Kultur unter den Schlägen der Kanonen abblätterten.

Mit Fußtritten gestempelte Fahrscheine, Holzlatten, Räder von Kinderkarren wurden bei Kurt Schwitters zur „Konstruktion für edle Frauen“, die darüber nur die Näschchen gerümpft hätten. Marcel Duchamp installierte Konfektionswaren im Museum. Eine Explosion des Abfalls im Kulturraum wurde daraus gerade nicht. Noch 1896 hatte ein einziges Wort ausgereicht, um die Premiere von Jarrys „Ubu Roi“ in einen Tumult umschlagen zu lassen; heute ist auf jeder drittklassigen Bühne mit der größten Selbstverständlichkeit von „Scheißen“ und „Ficken“ die Rede, und die Bildungsbürger ziehen sich ihren Bukowski rein. Es gibt kein sichereres Mittel gegen sinnliche Erfahrung als Gewohnheit.

Montage schließlich ist längst die geläufigste Form der Weltwahrnehmung, die unverbindliche Gestalt schlechthin. Die Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts waren Montagen und ebenso die Angriffe auf die bürgerliche Kultur in den Kunstbewegungen seit dem Ersten sog. „Welt“krieg. Werbeplakate arbeiten mit Montage so wie John Heartfield. In der Objekt-Kunst wird montiert und in den Warenhäusern. Und Filme, Filme, Filme. „Monta-

ge im Spätbürgertum ist der Hohlraum seiner Welt, erfüllt mit Funken und Überschneidungen einer ‚Erscheinungsgeschichte‘, die nicht die rechte ist, doch gegebenenfalls ein Mischort der rechten.“ (4)

Auch das „Museum“ ist eine Montage, in der Anlehnung ans Warenhaus allemal. Sein Gründer ist ein rechter Anti-Duchamp. Stellte dieser ein handsigniertes Pissoir ins Museum, findet sich hier das Museum im Pissoir. Ein lächerliches Rückzugsgefecht der Kultur in ihrer plastifizierten, warenförmigen Gestalt, als Ramsch, Tand, Nippes, gegen den Vormarsch eines Kulturverständnisses, das alles, was ästhetisch im Bewußtsein abwirkt, als „Kultur“ begriff. Alltagskultur.

Eine schwere Aufgabe für den Kulturmenschen, sich in der Kloake zu beweisen, sich seines eigenen Abfalls zu erwehren. Statt ihn zu akzeptieren. Eine Anstrengung zumal, die der Arbeit im Pumpwerk aufgepfropft ist. Rückkoppelung der Entfremdung, Entfremdung in zweiter Potenz, Kulturverfall, Gleichgül-

tigkeit? Die Mühe jedenfalls hat lange schon nachgelassen. Wäre an der Tür nicht das Schild, man könnte meinen, es handle sich bei dem „Museum“ um eine Müllhalde in irgendeiner Abstellkammer. Niemand wischt mehr den Staub von den Objekten, die Scheiben sind fast blind vor Dreck. Still und Unbemerkt gammeln Plastikpüppchen und Nylonstrümpfe vor sich hin. Und es wird langsam immer brauner.

(1) *Sigmund Freud, Abriß der Psychoanalyse/Das Unbehagen in der Kultur. Frankfurt/M. 1953, S. 42f.*

(2) *Walter Benjamin, Eduard Fuchs, der Sammler und der Historiker. In: Ders., Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie. 6. Aufl. Frankfurt/M. 1973, S. 110*

(3) *Ernst Bloch, Montage, unmitelbar. In: Der., Ästhetik des Vor-Scheins, hrsg. v. Gerd Ueding, Bd. II, Frankfurt/M. 1974, S. 140*

(4) *Ebd.*

Urian, Hamburg

Industrielle Ästhetik

Nichts ist einfach. Es ist im Gegenteil sogar alles hochkomplex. Selbst dieser Aschenbecher, diese Weinflasche. Was uns selbstverständlich, gewöhnlich erscheint, ist eine Maske. Genauer, es ist die kapitalistische Einheitsfratze, mit der die Alltagsgegenstände uns angrinsen. Als Maskenbildner fungiert der Industrie-Designer. (Vielleicht liegt darin der eigentliche Grund erotischer Anziehung; wahre Nacktheit gibt es nur in der Natur. Lediglich Bäume und menschliche Körper sind nicht kapitalistisch formiert: ungestaltet, maskenlos. Schon bei der Gestik aber setzt die Formierung ein. Weshalb der Striptease so unerotisch ist.)

Auf 250 großformatigen Seiten und anhand von 700 Abbildungen versuchen Bernd Meurer und Hartmut Vincon eine „Geschichte und Theorie der Gestaltung“ im Industrie-Zeitalter.

Die Ästhetik der Industrie-Produkte als Schlachtbeschreibung. Gekämpft wird an zwei Fronten um die „gute Form“. Einigkeit besteht über den Graben hinweg darin, daß das industriell gesteuerte, kapitalistisch bewegte Leben ein Elend ist. Einig ist man sich im Glauben daran, durch Gestaltung die gesellschaftlichen Widersprüche

überbrücken zu können. Industrie-Designer sind allesamt Humanisten reinsten Wassers.

Rechterhand diejenigen Gestalter, die – wie die „Arts and Crafts“-Bewegung von William Morris oder der Jugendstil – alles auf die kunsthandwerklich-traditionelle Karte setzen. Treten erst wieder Kunst und Arbeit zueinander, fällt von der Kunst ein beruhigender Schatten auf die Arbeit. Das sollte jedoch nicht heißen, stellt Morris klar, „daß wir bestrebt sein sollen, sämtliche Maschinen abzuschaffen, ich möchte nur, daß manche

Dinge, die heute mit der Hand hergestellt werden, mit Maschinen, und andere, die jetzt mit Maschinen hergestellt werden, mit der Hand fabriziert werden: kurzum, wir müssen die Herren unserer Maschinen und nicht, wie jetzt, ihre Sklaven sein.“ Bleiben die Produkte aus Morris' Werkstätten ihres kunsthandwerklichen Anspruchs wegen nur für den - wie er selbst sagt - „schweinishen Luxus der Reichen“ zugänglich, verbünden sich im Jugendstil Massenproduktion und kunsthandwerkliche Ornamentik. „Im Jugendstilornament“, stellen Meurer/Vincon fest, „in welchem handwerkliche Tradition in 'moderner' Form als Dekoration angewandt wird, ist das Verhältnis von feudaler Vergangenheit und bürgerlicher Gegenwart nicht nach dem Stand der Produktionsverhältnisse reflektiert. Ein

Programm sucht nach der größtmöglichen Innigkeit von industrieller Produktion und Gestaltung. Die „neue Kunst“ soll eine Industrie-Kunst sein. Der Gestalter kann der ökonomischen Entwicklung weder entkommen noch ihr - wie Morris - entgegensteuern. Vielmehr hat die Industrie „es in der Hand, durch Zusammenführen von Kunst und Technik Kultur zu schaffen. Durch die Massenherstellung von Gebrauchsgegenständen, die einer ästhetisch verfeinerten Anordnung entsprächen, würde nicht allein dem künstlerisch empfindenden Menschen eine Wohltat erwiesen, sondern Geschmack und Anstand in die weitesten Schichten der ganzen Bevölkerung getragen. Es wäre möglich, den hohen Wert geistiger Arbeit großen Kreisen zugänglich zu machen“. So Peter Behrens, der 1907 von der AEG

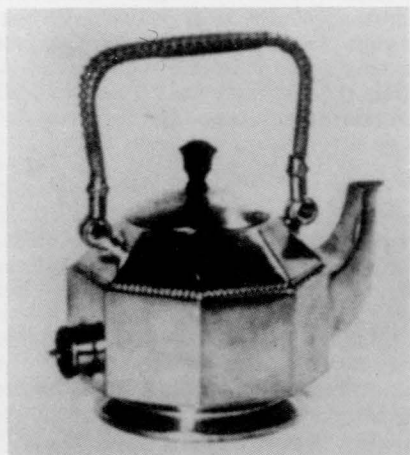
versucht: in beiden Fällen deckt sie zu, verschönert. Wie es aussieht, wenn die Logik kapitalistischer Verwertung mit der Gestaltung identisch wird, zeigt das Beispiel Chicagos in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Gerade wird der Westen der USA generalstapplanmäßig erschlossen. Chicago wird zum größten Binnenhafen, zum Eisenbahnknotenpunkt: „Frachtverteiler der Nation“. Den ökonomischen Funktionen wird die Planung der Stadt - 1832 noch ein Dorf mit 250 Einwohnern - angeglichen. Das Stadtgebiet wird in Rasterfelder eingeteilt. Jedes einzelne Feld ist austauschbar; der gesamte Planungsraster ist die optimale Form der Bodenausnutzung und beliebig ausdehnbar. Gefüllt wird der Stadtraster mit nach Bausatz montierten

ten Stadt. Mit dem Ergebnis, daß „um 1890 hunderttausende von Menschen in unvorstellbarer Enge in den Slums der Holzbaracken und Mietskasernen (leben). Zur Renditeerhöhung werden mehrgeschossige Wohnblocks gebaut, die ohne jeden Innenhof das ganze Grundstück zur Nutzungsfläche machen. Viele Räume und oft ganze Wohnungen besitzen nicht ein einziges Fenster.“ Wo die kastrierte Vernunft kapitalistischer Produktion unbeherrscht wütet, bleiben Menschen und Dinge auf der Straße. Gestaltung lebt unter diesen Bedingungen gerade von der Kluft zwischen Form und Inhalt. Werden diese eins - wie beim Beispiel Chicago -, kommt das Verwertungsinteresse also unmittelbar zum Ausdruck, wird der Gestalter überflüssig. Er lebt buchstäblich vom schönen Schein. Davon, daß industrielle Gestaltung die Gestaltung von Waren ist und damit verflochten in kapitalistische Produktionsverhältnisse, kommt auch die humanste Gestaltung nicht los. Im Gegenteil schlägt ihre Humanität, weil nur ästhetisch, nur Fassade, in Inhumanität, Ideologie zurück. „Industrielle Gestaltung besitzt über die Antagonismen, denen sie entspringt, von sich aus allein keine Macht: Sie ist gestalterisch nicht zu korrigieren, aber zu reflektieren.“

Meurer/Vincons Buch ist geschrieben in einer der dürrigsten Sprachen, dem marxistischen Wissenschaftsdeutsch, und spart nicht mit klassenkämpferischen Kopfnüssen. Dafür entschädigt die Materialfülle. Vom mittelalterlichen Handwerk bis in den buchstäblich mörderischen Alltag heutiger Designer reicht der historische Bogen. (Tatsächlich beschließt eine Zeitungsnotiz über einen tödlichen Streit in einer Werbeagentur den Band.) Der utopische Sozialismus des neunzehnten Jahrhunderts ist ebenso Thema wie die Alltagskultur des Faschismus oder die Kulturrevolution in der Sowjetunion. Lösungen gibt es keine, aber präzise Fragen. Nach der Lektüre des Buches wird man kaum noch eine Lampe anschauen können, ohne zu zweifeln: Muß das so sein?

Urian, Hamburg

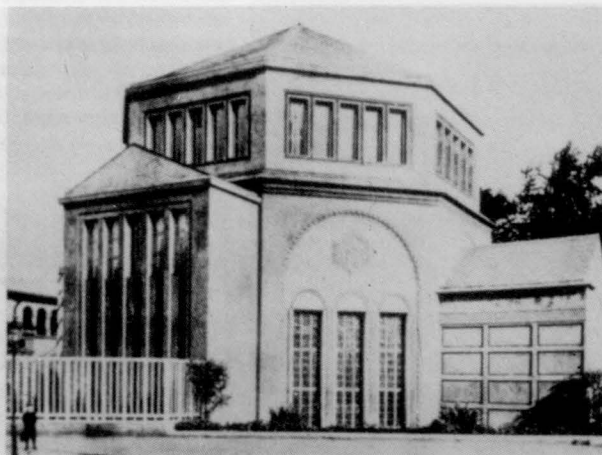
Bernd Meurer/Hartmut Vincon: *Industrielle Ästhetik*. Anabas Verlag, 1983. 264 S., 701 Abb.



AEG: Tee- und Wasserkessel, 1909

ästhetisches Prinzip, der Stil, soll historische Konsonanz zum Scheinen bringen. Verschwiegen bleibt, daß Zwecke und Ziele handwerklicher Produktion geschichtlich längst durch die der industriellen Produktion eingetauscht sind.“ Über massenhaft gefertigte, normierte Produkte wird ein traditionstriefender, trauriger Umhang gelegt, die tatsächlichen Produktionsverhältnisse mit altbewährten Schönheits-Mustern konterkariert.

Linkerhand die Sachlichkeit. Ihre Anfänge liegen bezeichnenderweise in der Gestaltung solcher Gegenstände, die genuin mit der technisch-wissenschaftlichen Entwicklung verknüpft sind, die sich keinem historischen Muster zuordnen lassen: Flugzeug z.B. und Zeppelin. Sachlichkeit als ästhetisches



AEG: Pavillon auf der Deutschen Schiffbauausstellung, 1908

engagiert wird, um das erste umfassende „Corporate Image“ zu entwerfen. Vom Schriftzug des Firmennamens über Werbeprospekte und Fabrikhallen bis zu den Arbeitersiedlungen, die von der Firma eingerichtet werden, um der Sozialdemokratie das Wasser abzugraben, wird alles, was irgend mit AEG zusammenhängt, ästhetisch gleichförmig verpackt. Der „hohe Wert geistiger Arbeit“, den Behrens und sein Atelier leisten, wird den anonymen Arbeitern scheinbar zugänglich: von der Wohnung bis zum Arbeitsplatz und wieder zurück, wird ihre Umwelt einem ästhetischen Zusammenhang unterworfen, der das Signum ihrer Firma trägt.

Ob aber die Gestaltung die Produktions- und Lebensverhältnisse tendenziell zu leugnen oder pathetisch zu überhöhen

Holz-Fertighäusern. Deren architektonische Gliederung ist identisch, egal ob Wohnhaus, Lagerhalle, Bürogebäude. 'Balloon Frame' heißen diese Hausbausätze, die man ab 1908 auch per Versandkatalog bestellen kann. „Mit dem Balloon Frame“, schreiben Meurer/Vincon, „wird die Planung von Häusern millionenfach bis ins Detail einem gleichbleibenden geometrischen Rechteckraster subordiniert: Vom Grundriß bis zur Anordnung, Größe und Gestalt der Fenster und Türen unterliegt der Entwurf einem einheitlichen Grundmodul. Modulare Koordination hat weder Ästhetik noch Sinnlichkeit des Gebrauchs, sondern Funktionsrationalität zur Grundlage.“

Chicago ist das Modell einer total auf Verwertung von Menschen und Dingen eingerichte-

Tote Fische

Falls die Atombombe nicht fällt, werden wir zugrunde gehen, weil das ökologische System zusammenbricht, und sollte dies doch noch verhindert werden – was, wie Wissenschaftler fast täglich bestätigen, schon unwahrscheinlich ist – werden wir vom großen Bruder eingeholt und überholt, von Kabeln und Mikroprozessoren arbeitslos gemacht, verdatet und verkauft. Und abgesehen davon steuern wir ohnehin auf die kulturelle Verödung, ein Ende des Individualismus zu.

Man hat schon genug von der Katastrophitis und freut sich, wenn die Weltuntergangsstimmung und damit verbundene Flucht nach innen oder zu den Göttern und Dämonen zur Abwechslung einmal rational betrachtet wird. Im Lärm um Mythen, Gefühle und postmodern Irrationales könnte man beinahe vergessen, daß noch vor zehn Jahren – oder sagen wir etwas vorsichtiger: fünfzehn Jahren Vernunft und Analyse die Fahnen der meinungsbildenden Intellektuellenschicht schmückten. Es ist auch kein besonderes Geheimnis, daß es gewisse personelle Überschneidungen gibt zwischen den damaligen Aufklärern und denen, die sich jetzt dem Unbegreiflichen hingeben. Unter dem treffenden Titel: „Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom“ sind – zum überwiegenden Teil schon anderswo erschienene – Aufsätze versammelt, in denen Michael Schneider den überfälligen Versuch wagt, mit Verstand und nicht ohne Seele hinter die Hoffnungslosigkeit und ihre Ausbreitung in Literatur, Theater, Feuilletons zu sehen. Bei der Todesangst, dem Blick auf die Katastrophe und die Vergleichenheit alles Tuns könnte – zumindest neben all den drohenden Gefahren – noch mitspielen, was vor 15 Jahren falsches Bewußtsein oder Ideologie hieß. Zitat: „In einer Zeit, da jedermann die 'Endzeit' im Munde führt, wird es Zeit, die apokalyptische Redeweise genauer zu untersuchen und auf ihre verschwiegenen Funktionen abzuklopfen.“ (S.54) Er untersucht also die Katastrophen und das Reden von der Katastrophe und vor allem einzelne Redner, meist berühmte, erfolgreiche Exponenten des Kulturbetriebs. Für seine Prüfung der endzeitgestimmten Kultur benutzt er einige aus der Mode gekommene Instrumente, nicht sensualistisch, sondern aus Politik, Psycholo-

gie, Geschichte schöpfend analysiert und eifert er, mit manchmal mehr und manchmal wenig weiterentwickelter sozialistischer Utopie. Kämpfend, träumend, gelegentlich recht verbissen probiert er zumindest, was lange versäumt wurde – eine Brücke zwischen den 68ern und den 81ern zu schlagen. Denn, so Michael Schneider:

„die kritische Intellektuellengeneration (ist) erst aufgrund der rigiden Dogmatisierung der marxistischen Theorie, sodann durch deren pauschale Verwerfung – als Vermittler politischer Erfahrungen und theoretischer Kenntnisse weitgehend ausgefallen.“ Das soll und muß nicht so bleiben.

Die Erinnerung an die Denkleider der 60er Jahre konnte vor allem dann fruchtbar sein, wenn dabei nicht nur herauskommt, daß die Vernunft von damals nicht für die Lösung der Probleme reichte oder daß Denken eben auch nur Mode und die Intellektuellen auch nur Opportunisten sind. Auch Möbel und Kleider der 50er und 60er Jahre werden ja nicht nur bereits im Museum ausgestellt, sondern auch wieder benutzt. Welch kühner Gedanke: wenn ein, zwei oder gar mehrere kluge Menschen mit dem Denk-Recycling begannen?

M.S. versucht, ein paar Rohstoffe zurückzugewinnen, die mit der neuen Bewegung zu Müll wurden. Ein bißchen undogmatischen Marxismus, Verstand und Geschichtsbewußtsein könnten sich vielleicht auch für den Umgang (kritischen) mit der neuesten Stimmung im Westen noch einmal bewähren. Zukunftsträchtige Wiederentdeckungen wären vor allem bei der Literatur, am Theater, in der Beschäftigung mit Kulturpolitik und -betrieb zu machen. Dort waren auch in der Periode, als man einander gesicherte Wahrheiten um den Schädel schlug,

schon mal Spielwiesen, auf denen Marxisten Fragen der Subjektivität und Phantasie diskutierten.

Zu dem Thema ist viel Gutes und Wichtiges gesagt und wieder vergessen worden, manches zitiert, manches variiert M.S.; nicht jeder seiner Gedanken dazu ist so tief oder klug, daß er eine Neuauflage nötig hat, auch hätte man ihm einen Lektor gewünscht, der die Doubletten, teilweise wörtlich wiederholte Formulierungen, die nur beim ersten Mal lustig sind, raustreicht. Aber wenn er schon ökologisch denkt, warum soll er nicht seine eigenen Sachen wieder- und wiederverwerten. Das Thema ist nicht bewältigt, ist vielleicht auch nicht zu bewältigen, aber unter den weggeworfenen Gedanken, die ein alter Linker aus der einstmaligen neuen Linken gegen die Lust am neuen Mythos vorbringt, liegt einiges, das nochmals benutzt werden könnte. Er deutet Symptome, breitet seine Skizzen, auch Karikaturen aus, kramt in unmodern gewordenen Erkenntnishalden, die weniger schlaffe, weniger ängstliche Jahrzehnte hinterlassen haben. Diagnose zum Thema Weltuntergangsstimmung: „...Zwar pflegen sich die apokalyptischen Visionen primär an der Atombedrohung und den nicht abreißenden Umwelt- und Giftskandalen festzumachen; doch signalisieren sie eine viel umfassendere Krise: die Krise unseres gesamten, auf Wachstum und Weiterrüstung programmierten (Profit) Wirtschaftssystems samt seinen politischen Organisationsformen und dem dazugehörigen Werte-Überbau. Sie sind mithin Ausdruck eines gesellschaftlichen Umbruchs, einer 'Umwertung der Werte' in buchstäblich jeder Lebenssphäre“.

Und: „Wo immer sich in der Geschichte eine radikale Umwertung der Werte vollzog, stellte und stellt sich die Apokalypse als Begleitmusik ein.“ (71)

Wenn aber die gegenwärtige Untergangsstimmung, wie frühere Glaubens- und Sinnkrisen auch „Ausdruck eines bevorstehenden oder bereits stattfindenden gesellschaftlichen Umbruchs, eines krisenhaften und daher Angst erzeugenden geschichtlichen Wandels (ist), der von den betroffenen Menschen, Klassen und Völkern als 'Untergang' erlebt und visioniert wird“, dann gilt es aufzuklären.

Am lustvollsten tut dies M.S., wo er die „falschen Propheten“

geißelt, da spürt man seinen Zorn, da wird er regelrecht leidenschaftlich.

„Aus den 'Radikalen' von einst, die durch bewußte Regelverletzung die 'repressive Toleranz' des Systems aufdecken wollten, sind 'progressive Bierdemänner geworden“.

„Nach dem Einsturz ihrer revolutionären Omnipotenzräume (sind viele der einstigen Polit-Rebellen) just ins Gegenteil verfallen, nämlich zu notorischen Gegnern derselben Heilslehre geworden, als die sie den Marxismus seinerzeit mißverstanden haben.“

Alle werden sich an den Sottisen über Wende-Intellektuelle mit Landhaus in der Toskana, über den Appetit der Lebemänner des Weltuntergangs, über den pensionsberechtigten Kompromißler, der nach Radikalität ruft, freuen. Die Gemeinten selbst vermutlich auch. Ich weiß nicht, ob es herzerreißende Naivität oder Unkenntnis ist, wenn er die seit über 200 Jahren auf geistreiche Weise geführten Klagen des armen ehrlichen Schriftstellers über die dicken Bäume und die dicken Häute ehemaliger Protestierer neu anstimmt – in einem Ton, als wären die Ideale vor fünf Jahren zum ersten Mal verraten worden. Und wenn Michael Schneider 1984 bemerkt, daß „das kapitalistische Verwertungsprinzip... längst auch die Sphäre der intellektuellen Produkte erfaßt und korrumpiert hat“, oder daß auch Theaterstücke von „Arbeitsteilung“ und dem „Gebrauchswertschwund“ beeinflusst sind, so überrascht diese Erkenntnis bei dem 40jährigen, an Brecht und Marx geschulten Theatermann.

Schneiders Anspruch ist kein geringer. Mit Brecht und Goethe, Balzac, Stendhal und am besten der gesamten hochentwickelten Individualkultur will auch er „wieder in der ersten Person leben und schreiben, das heißt: schon im Schoße der alten Gesellschaft unsere individuelle menschliche Emanzipation im Rahmen der kollektiven Emanzipation so weit wie möglich treiben ... dazu beitragen, daß der Sozialismus von morgen statt einer Notgemeinschaft von plattgewalzten Individuen die Verwirklichung des 'reichen Individuums im Kollektiv' (Marx) wird“, und es wäre „gerade die Aufgabe der Intellektuellen, anstatt weiterhin für alle Utopien die Totenglocke zu läuten, wieder jenes 'weitestreichende Fernrohr' anzulegen, das not-

wendig ist, 'um den wirklichen Stern Erde zu sehen' Klammer Ernst Bloch, konkrete Utopie."

Er sucht den dritten Weg in den freiheitlich und ökologisch aufgeklärten Sozialismus, und er regt sich noch über die Zustände auf. Unvermeidlich ist wohl, daß sein Umgang mit dem Erbe auch manches in Erinnerung ruft, das den Marxismus diskreditiert und für die nächste Generation ungenießbar gemacht hat. Wie gut kann er doch die Verbissenheit und Dürre theoretisch ablehnen, die subjektiven Motivationen thematisieren und, das darf nicht fehlen, nach dem Charme, Witz, der Sinnlichkeit glücklicherer Völker schielen. Dieses Ich, das er im Verhältnis zu seiner Proklamation gut versteckt, kommt zwar in einer – 1979 schon mal veröffentlichten Biographie vor, aber den Mann, der so klug über die Sorgen der Welt schwätzt, kann ich mir nur gelegentlich dazudenken. Besonders niedlich etwa an der Stelle, wo er – in der Besprechung von Christa Wolfs *Kassandra* – eine positive Männerrolle findet. Hinzudenken muß ich mir auch, was ihn, abgesehen vom Verfall des Kulturbetriebs, bewegt, wenn er mit solcher Verve über eben jene toten Fische, die mit dem Strom schwimmen, herzieht, Großkritikern, Ex-Linken, Transatlantiker, Zeit- und Spiegel-Redakteuren vorwirft, daß sie opportunistisch, inkonsequent und immer im Aufwind der neuesten Konjunktur segeln. Wie schön kräftig er doch Enzensberger und Peter Stein, Handke und Reich-Ranicki und Botho Strauß und Peter Iden und Werner Herzog usw. in die Waden beißt. Mit Michael Schneiderschen Mitteln interpretierend könnte man auf die Idee kommen, daß die Spitzen gegen die Spitzen des Kulturbetriebs seine Fixierung auf eben jene Öffentlichkeit enthält, die nach seiner eigenen Analyse längst dem Verwertungsprinzip des Kapitalismus zum Opfer gefallen ist.

Aber wie die Lage der Linken im Allgemeinen, die der Männer im besonderen und ganz speziell der sozialistischen Individualisten in der Kultur ist, freu ich mich schon über einen solchen Versuch. Michael Schneider zerreißt manch mythischen Nebel raunender Dunkelmannen mit erfrischendem Realitätssinn, erinnert an die protestantisch-idealistisch-innerlichen Sehnsüchte früherer Epochen der deutschen Geschichte und stellt Verbindungen her. Er sucht nach

Aufklärung und diesseitiger Hoffnung und nicht zuletzt einer sinnvollen Aufgabe für den kritischen Intellektuellen. Er tut es leider sehr schlampig, schießt zu oft gegen „gewisse Schriftsteller“, hebt den Zeigefinger gegen „unsere wendigen Intellektuellen“, „diese Leute“, „diese düsteren Biedermänner“, ohne Roß und Reiter zu nennen. Im Kern regt ihn vor allem auf, daß viele bewußt oder von ihrer Karriere oder doch nur Charakterschwäche Gewendete immer noch den Nimbus des Progressiven haben. Manches Klischee über das intellektuelle Dilemma der Deutschen klingt wie aus der Zeitung von gestern, das Denken mit den Sinnen, das Hereinholen des subjektiven Faktors beschäftigt ihn zwar mächtig, ist aber leider Michael Schneiders Stärke auch nicht. Wenn das schon – Werbetexte – „genaue literarische historische und psychologische Mittel“ sind, ist es schlecht um eine präzise, historisch gesättigte Vermittlung des Erbes bestellt. Es ist schade, daß er immer nur mit den anderen kritisch umspringt. Mir ist auch nicht ganz klar geworden, zu wem er so aufgeregt hinschreit.

Bei gutem Willen könnte man vermuten, daß er sich ein Forum für kritische, ehrliche, glaubwürdige, authentische Diskurse (oder doch noch: Auseinandersetzungen?) wünscht und aus dem Dilemma auch nicht schmerzfrei herauskommt – daß Öffentlichkeit und Anerkennung und vielleicht gar Einkommen nur über jene Institutionen möglich ist, die korrupt sind – wie er mit dem Gestus einer völlig neuen Entdeckung verkündet, die jedenfalls nicht unbedingt die beste Qualität, die schärfste Gesellschaftskritik oder den ehrlichsten Nachwuchsdramatiker (M.S.) fördern, daß man als Linker in diesen 'bürgerliche Läden' vermutlich nicht reüssieren kann, ohne seinen Charakter zu gefährden. Das hat schon sein Brecht und erst recht die 68er Generation gewußt. Schneider strickt selbst an einem Mythos, wenn er so tut, als wäre diese Kulturwelt vor Enzensbergers oder Peter Steins Fall noch in Ordnung gewesen. Aber es gehört zu seinen besseren Botschaften, daß er nicht nur an der Kapitalismuskritik, sondern auch an den Ansprüchen der Kunst, der Kritik, des Theaters festhält. Die Kollision zwischen Anspruch und Realität des Kulturbetriebs war 67 und scheint immer noch explosiv zu

sein. Es ist ja gar nicht ehrenrührig, sich damit immer noch rumzuschlagen. Wenn er den Konflikt gestalten würde oder maleinen Widerspruch aushielte, statt Proklamationen über den subjektiven Faktor hinzuklotzen, käme er seinem eigenen Ziel näher, könnte er vielleicht den Rattenfängern etwas entgegensetzen. Es kann nicht der Sinn der Rohstoffverwertung sein, mit der Sprache und dem Pathos von einst die ideologischen Nierentische zu rekonstruieren. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch sein Traum von einer „revolutionären Avantgarde, von der der Schriftsteller eine neue politische Aufgabe beziehen könnte.“

Ja so sans, die alten Rittersleute.

Schön war die Zeit, als der Schriftsteller seine politische Aufgabe beziehen konnte, gar von einer Avantgarde. Vielleicht kommt ja wieder eine, die sich ihre alternativen Strukturen baut und Schriftsteller, Theatermacher etc. produziert...und einige von ihnen werden aufsteigen

und andere sich von denen ver-raten fühlen...aber das Märchen muß nicht immer so weitergehen. Aufklärung und Vermittlung, wenn sie wirklich die Probleme erfaßt und womöglich noch sprachlich bewältigt, kann sicher beitragen, daß nicht jede Generation von vorne anfängt. Es rumort ja auch, wenn auch nicht in der Öffentlichkeit. Aber auch für die nicht unmaßgeblichen Medien der korruptierten Öffentlichkeit hab ich wieder Hoffnung – wenn jetzt schon ein Raddatz in der „Zeit“ vom Mythos faselt, könnte die Mode wieder umschlagen.

Sie ist noch mager und schwach auf den Beinen, aber sie kämpft wieder um Platz, die engagierte, lebendige Vernunft, ich hab in letzter Zeit mehrmals von ihr gehört.

Hazel Rosenstrauch, Berlin

„Hälfte des Lebens“

Der Titel jenes berühmten Hölderlin-Gedichts scheint mir das trefflichste konjunkturelle Motto, unter dem sich seit den siebziger Jahren immer schwungvoller ein allseits anknüpfungsfähiger Bilderteppich autobiographischer Literatur ausrollt. Mit dem „Katzengold“ ihrer sauerländischen Kindheit machte uns 1982 Brigitta Arens bekannt, und Brigitte Schwaiger ließ soeben ein oberösterreichisches Echo folgen mit ihrem neuen Roman „Der Himmel ist süß“, Untertitel: „Eine Beichte“.

Das eigene Kind – etwa in Peter Handkes „Kindergeschichte“ (1981) – entging den literarischen Nachstellungen dieser Selbstzeugnisbelletristik ebensowenig wie „Die Mutter“ Karin Strucks (1975) und „Der Vater“ Jutta Schuttings (1980); die mittlerweile genrebildenden Väter-, Mutter- und Kind-Monographien annoncierten die familiären Frühbindungen von Christoph Meckel („Suchbild.“ 1980), Barbara Bronnen („Die Tochter.“ 1980), Paul Kersten („Der alltägliche Tod meines Vaters.“ 1978), Sigfried Gauch („Vaterspuren.“ 1979), Peter Härtling („Nachgetragene Liebe.“ 1980), Christoph Geiser („Brachland.“ 1980) – , um nur einige Autoren zu nennen.

Andere verschrieben sich nicht so unverblümt dieser empfindsamen Verwandtschaftsliteratur 1. Grades, gaben sich jedoch gleichfalls Selbstergriffenheit hin, um wie etwa Jochen Schimmang („Das Ende der Berührbarkeit.“ 1979) oder Michael Buselmeier („Der Umgang von Heidelberg.“ 1981), zunächst die schmerzhaft überdauernden Jahre ihrer politisch bewegten Jugend- und Studen-tenzeit in Literatur zu hinterlassen.

Nun währet die Zeit unseres Lebens insgesamt siebzig, wenn es hoch kommt achtzig Jahre, wie uns Psalm 90, Vers 10 im Alten Testament und – cum grano salis – die moderne Gerontologie in schöner Einhelligkeit ver-

sprechen; und wer die Wendung zum Autobiographischen bislang eher zu den Konventionen des Alterswerks gerechnet haben sollte, mußte sich angesichts der anhaltenden Inflation autobiographischer Vergangenheitsbewältigung ernsthaft um den Verbleib des literarischen Nachwuchses sorgen. Er hätte allerdings übersehen, daß es ja gerade die erst dreißig-, vierzigjährigen Autoren sind, oft genug auch Debütanten, die ihre lebensgeschichtlichen Zu- und Rückwendungen unterbreiten und selbst mit Tagebucheinträgen an die Öffentlichkeit treten, wie unlängst der dreund-dreißigjährige Hanns-Josef Ort-

heil in der reputierlichen Literatur- und Großverlagszeitschrift „Neue Rundschau“ (2/1984). Kein Zweifel: die Schamgrenze autobiographischer Selbstentblößung ist auf die statistische Halbwertszeit menschlichen Lebens herabgesunken, und der vollsinnige Jungliterat manifestiert seinen Exklusivanspruch auf persönliche Vergangenheit beizeiten.

Dabei bescheidet sich das selbst-genügsame Ich zumeist mit der intimen Anamnese seines „frühen Leids“; und die zeugnishaften Halbbände einer erinnerten Zukunft sind so verfertigt, als gelte es, sich wenigstens ihrer Versagungen noch

schreibend zu vergewissern, wodurch die gesellschaftliche Gegenwart überhaupt keine Erfahrungen mehr hergibt, die den Verfall der Literatur aufhalten könnten. Darüber hinaus läuft der einmütige Zweifel an einer lebenswerten Zukunft ohnehin jeder „nach vorn gerichteten Entwurfsfreiheit“ (Oskar Negt) literarischer Imagination zuwider; Altes Testament hin – moderne Gerontologie her, wer ließe sich denn noch vormachen, daß er von der Zukunft etwas anderes zu erwarten habe, als das Entgegenkommen eines Geisterfahrers?! Und schließlich hat ja auch Hölderlin sein Gedicht „Hälfte des Lebens“ geschrie-

ben, kurz bevor ihm das Schicksal eine zweite – schier unbeschreibliche – Lebenshälfte in geistiger Umnachtung bescherzte. Da scheint es doch allenthalben ratsam, man versucht sich auch weiterhin möglichst früh an den Memorabilien seiner Lebensgeschichte, um desto unbeschwerter einem unerwarteten Weiterleben seine herzliche Teilnahme zu versichern.

Wilfried Meier, Osnabrück

Weltuntergänge

Der Titel des Lesebuches, das von Heiner Boehncke, Rainer Stellmann und Gerhard Vinnai in der Reihe „Kultur und Ideen“ im Rowohlt Verlag erschienen ist, klingt relativ lapidar. Nur der Plural irritiert: Objektiv betrachtet gibt es doch nur *eine* Welt, die nur *einmal* untergehen kann. Die Irritation ist beabsichtigt. Was heißt denn schon objektiv? Weltuntergang ist Verlöschen, Sterben – und den Tod erlebt jeder nur für sich, über den gibt es weder objektive Erkenntnisse noch öffentliche Erfahrungsaustausche.

Ob die äußere Welt auf einen Schlag untergeht und jeden mitreißt oder der Zusammenbruch der individuellen Lebensfunktionen den Tod herbeiführt, macht für die persönliche Wahrnehmung kaum einen Unterschied. Es ist in jedem Falle aus. Man muß noch nicht einmal physisch sterben: Der Verlust der Arbeit, einer Liebe, der Heimat, einer Lebensperspektive – es gibt so viele Anlässe wie Biographien, die die Welt untergehen lassen.

„Weltuntergänge ereignen sich vor dem Weltuntergang. Wir können mit ihnen zurechtkommen...“ sagen die Autoren im Umschlagtext.

Außer den subjektiven Aspekten, denen sie in ihren Beiträgen sehr unterschiedlich nachgehen, haben sie noch einen andern Grund, den Plural zu benutzen: Bestsellerautoren, Propheten, Sektenführer und wissenschaftliche Auguren, Wachstumskritiker, Friedensbewegte und Friedenssicherer, Popsänger und Postmoderne wännen, zumal man das Jahr 1984 schreibt, die Menschheit kurz vor dem Ende. Eine apokalyptische Inflation.

Daß das prinzipiell nichts neues ist, daß eigentlich jede Generation der abendländischen Geschichte geglaubt hat, sie sei die letzte, stellt Heiner Boehncke in seinem ersten Beitrag dar.

Rom im Jahre 999. Silvesternacht. Die Menschheit erwartet das Weltende, das vierstellige erste Jahrtausend zu vollenden erscheint unvorstellbar. Der amtierende Papst mit dem passenden Namen Sylvester II. inszeniert in der Basilika zum Sankt Peter die letzte Mitternachtsmesse. Als sie vorbei ist, bleiben die tausenden Gläubigen atemlos in ihren Bänken – nur noch wenige Minuten bis zum Weltuntergang.

Der Papst hat die Tür zur Sakristei offengelassen. Man hört das Ticken der Uhr, die die letzten Sekunden in die völlig stille Kirche meldet:

„Wie ängstliche Kinder im Dunkeln lagen die Menschen mit den Gesichtern zu Boden und wagten nicht, den Blick zu heben. Von so mancher eiskalten Stirn rann der Schweiß, und aus Knien und Füßen war jedes Gefühl gewichen. – Dann plötzlich

hörte die Uhr auf zu ticken. In den unzähligen Kehlen begann sich ein Schrei des Entsetzens zu formen, und einige Menschen sackten auf dem Steinfußboden in sich zusammen, tödlich getroffen von der Furcht.

Dann begann die Uhr zu schlagen. Sie schlug eins, zwei, drei, vier ... sie schlug zwölf ... der zwölfte Schlag verklang, und noch immer herrschte Totenstille! Dann wandte sich Papst Sylvester um, und mit dem stolzen Lächeln des Siegers streckte er die Hände segnend über den Köpfen der Menge aus. Und im selben Moment erklangen frohlockend alle Glocken vom Turm, und von der Orgeltempore erklang ein Chor froher Stimmen ... Alle Gläubigen stimmten in den Gesang des Chores ein ...“ (Weltuntergänger, S. 15)

Eine grandiose, effektvolle Inszenierung, ein Spiel mit der Todesangst bindet die Menschen fester denn je an Kirche und Gott. Keine zwei Jahrhunderte später ist die gleiche Kirche – mittlerweile einer der größten und grausamsten Potentaten des feudalen Mittelalters – dermaßen in Verruf gekommen, daß man ihr Oberhaupt für den leibhaftigen Antichristen hält und jätzt das Ende der Welt nicht mehr fürchtet, sondern den Untergang herbeisehnt. Jüngstes Gericht und Apokalypse sollen den geistlichen und weltlichen Machhabern den Prozeß und den Garaus machen. Von den millenaristischen Lehren vom Weltuntergang als Beginn der Utopie, des Himmelreiches auf Erden, die gewaltige geistige, geistliche und politische Bewegungen in Gang setzen, schreibt Heiner Boehncke in seinem Bei-

trag „Jüngstes Gericht, Verkehrte Welt“.

Es gibt in jenen fernen Zeiten genauso wie heute politische und ökonomische Verhältnisse, die subjektive und objektiv fürchten oder hoffen lassen, die Apokalypse stehe direkt bevor. Herrschaft, Unterdrückung und Krieg waren und sind immer konkret, aktuell und für „die da unten“ in der Regel sehr real. So real, daß sie um Leib und Leben fürchten.

Wer heute über Weltuntergänge schreibt, muß sicherlich auch vom Krieg reden. Vom potentiellen Atomkrieg und vom alltäglichen Weltkrieg, der abends um acht über die Fernseher in die Wohnzimmer träufelt.

Gerhard Vinnai untersucht in seinem Beitrag: „Die Innenseite der Katastrophenpolitik“ den Zusammenhang von psychischer Disposition zur Gewalt mit verdrängter Erotik bei Kriegstreibern und -getriebenen.

Im Gesicht des Krieges drücken sich Vorgänge aus dem Unterleib des Kriegers aus. Eine der sozialpsychologischen Beziehungen, die der Autor nachzeichnet, ist die Entstellung des Gegners im Feindbild, die Grimasse als Ergebnis der Unterdrückung und Umleitung erotischer Wünsche, die in der Männergesellschaft Militär besonders virulent sind.

„In militärischen Verbänden werden Männer ständig gezwungen, sich machtvollen Autoritäten desselben Geschlechts zu unterwerfen. Das muß unbewältigte ödipale Problematiken unbewußter Art stets von neuem reaktivieren ... Was ans Weibliche erinnert – Schwäche, Weichheit – ist auf dem Kasernenhof verpönt. Die unbewältig-

te Ablösung vom bedrohlichen Vater, der für den Knaben homosexuelles Liebesobjekt ist, zieht eine Sexualisierung unter machtvolle männliche Autoritäten nach sich ... eine Voraussetzung des Masochismus.“ (Weltuntergänge, S. 164)

Die Phalanx der Krieger als Phallus des Mannes schlägt in Gegner und Opfer vielleicht nur eine symbolische Wunde, die der Mann sich selbst zufügen möchte, um das zu besitzen, was er Mutter und Frau neidet: Vagina und Gebärmutter.

Alexander Kluge, der mit zwei neuen und eigenwilligen Geschichten in diesem Band vertreten ist, spielt solche Phantasmagorien am Beispiel eines berühmten Kriegers durch: Feldmarschall von Blücher, der preußische Held über Napoleon, hält sich für schwanger ... Von Schön, der Gesandte, und von Arnim, der Sekretär, sind ratlos –

„v. Sch. (erneut erschreckt): Man muß das geheimhalten.

v. A.: Aber wie?

v. Sch.: Er ist Oberbefehlshaber der preußischen Armee!

v. A.: Eine persönliche Eigenart...

v. Sch.: Wäre er dann damit eine Frau?

v. A.: Das ist Definitionssache ...

v. Sch.: Wenn man nur sicher wüßte, daß es sich um eine Scheinschwangerschaft handelt, eine Einbildung des Verdauungstraktes ...

v. A.: Dieses kann man ohne Untersuchung nicht wissen.

v. Sch.: Sie meinen, daß der Feldherr, unerkannt, eine Frau ist?“

(Weltuntergänge S. 39)

Das war 1815. Heute liegen die Dinge etwas komplizierter. Eingebildete oder tatsächliche Schwangerschaften, persönliche Initiativen oder Dispositionen der Kriegsführer oder -ausführer bestimmen immer weniger das Gesicht des Kriegs. 1984 ist nicht 1815, und 1967 war es auch schon nicht mehr:

„Im Krieg der USA gegen Vietnam wurden Computer von Offizieren bedient, die nicht die geringste Ahnung davon hatten, was in diesen Maschinen eigentlich vorging, und die Computer trafen die Entscheidung, welche Dörfer bombardiert werden sollten und welche Gebiete eine genügend hohe Dichte von Viet-

kongs aufwies, daß sie 'legitimierweise' zu Zonen erklärt werden konnten, in denen Feuer frei gegeben wurde ...“ (Weltuntergänge S. 169)

Die Perfektion der amerikanischen Kriegsmaschine in Südostasien war allerdings nur ein „Vorgeschmack“ auf das letzte große „War Game“, das noch aussteht: Der große oder kleine Krieg der Atomraketen, der mehr oder weniger total der gesamten Welt das Ende bereiten würde, hätte ein so hohes Abstraktionsniveau, daß er ohne menschliches Zutun ausgelöst und ausgeführt würde, dafür aber alle Menschen zum Opfer hätte.

Widerstand gegen solche Gefahr, „Flugblätter schreiben und verteilen, demonstrieren, dem Gespräche über Krieg und Frieden nicht ausweichen ... Glauben Sie das nützt was?“ fragt der Interviewer in Rainer Stollmanns Beitrag einen aufrechten Friedensbewegten.

Die Antwort fällt in diesem Fall hintergründiger aus als manches wohlgemeinte, aber naive oder moralinsaure Friedensbekenntnis: „B.: Das heißt, wenn ich auf eine so einfache

Frage eine einfache Antwort geben muß. Ich bin nämlich der Meinung, daß die Fixierung auf Nutzen, Zweck, Ziel usf. fast nichts nützt.

I.: Und was nützt dann was?

B.: Das, was unterhalb solchen Nutzendenkens, solcher Zweckrationalität wirklich stattfindet.

I.: Was fände da statt?

B.: Der Weltuntergang als Emanzipationsschub ...

Krieg definiert der Kriegsexperte Clausewitz als Aneignung, Brechung des Willens des Gegners. Meine Bereitschaft, mir im Alltag den Willen brechen zu lassen, ist seit Herbst 1981 um einige Grade gesunken ...“

(Weltuntergänge S. 79)

Rolf Johannsmeier, Frankfurt

Heiner Boehncke, Rainer Stollmann, Gerhard Vinnai: „Weltuntergänge“ – Reihe Kulturen und Ideen. rororo Taschenbuch Verlag 1984

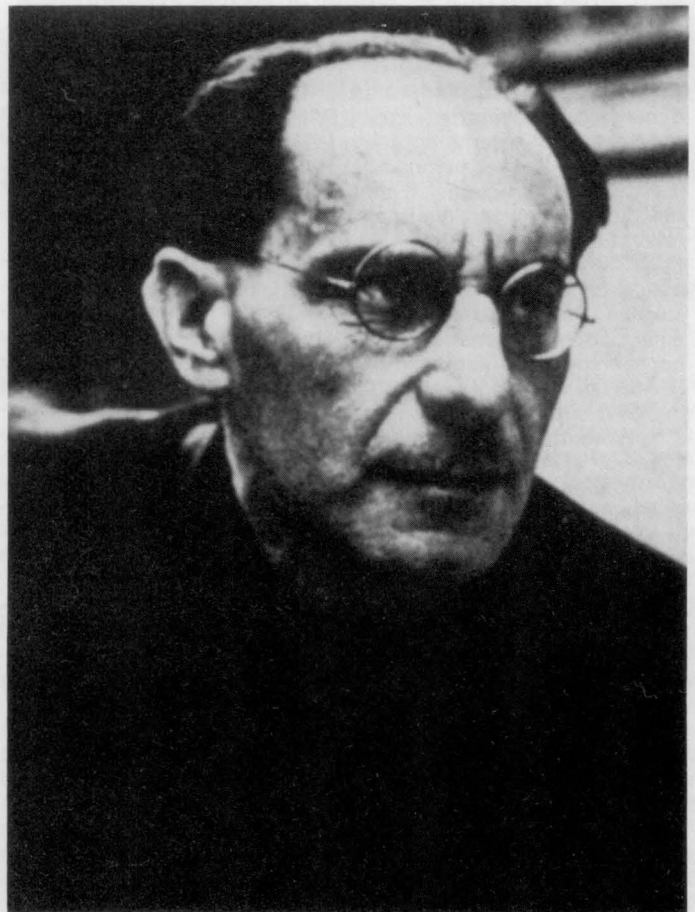
Max Raphael: Kunsttheorie

Wie will ein Kunstwerk gesehen sein? Unabweislich stellt sich diese Frage jedem, der mit Werken der Bildenden Kunst sich beschäftigt. Um so erstaunlicher ist es, wenn man feststellt, daß der Akt des Sehens: der sinnlich wahrnehmenden Realisierung von Bildwerken, in der gängigen Kunstliteratur eine fast marginale Rolle spielt.

Stilgeschichte, Ikonographie oder Ikonologie, biographische, geistes- oder kulturgeschichtliche Bedingungen eines Werks, Kunstsoziologie oder Rezeptionsgeschichte – daraus werden die unterschiedlichen Bezugspunkte der theoretischen Beschäftigung mit Kunst gewonnen; der 'Kontext' aus entsprechender Information soll dem interessierten Publikum Einführung oder Vertiefung seines Umgangs mit Kunstwerken ermöglichen. – Vor dem einzelnen Bild jedoch bleibt man in der Regel allein, ohne Hilfsmittel, in seine innere bildliche Organisation einzudringen. So gerät das Einzelwerk in Gefahr, zum Belegstück für Theorien und Informationen zu werden.

Die Veröffentlichung der kunsttheoretischen Schriften

von Max Raphael (1889-1952) im Qumran Verlag, die jetzt mit der deutschen Erstveröffentlichung seines Hauptwerks *Wie will ein Kunstwerk gesehen sein?* vorläufig abgeschlossen wurde, eröffnet die Möglichkeit eines ganz anders gearteten Zugangs zu Werken der Bildenden Kunst. Die Titelfrage, unter der Raphaels Studien zu Werken von Cézanne, Degas, Giotto, Rembrandt und Picasso zusammengefaßt hat, ist zugleich auch Leitfrage des Gesamtwerks: Raphaels Kunsttheorie, entwickelt in unzähligen Einzelstudien (von denen mit dieser Ausgabe nur ein kleiner Teil veröffentlicht wird) zu Werken aus allen Epochen, auch an Funden aus der Vor- und Frühgeschichte – Raphaels kunsttheoretische Arbeit ist der grundsätzlichen Beantwortung



der Frage nach der *Erkenntnisweise der Kunst* gewidmet. Die Antwort erfolgt praktisch, in Beschreibung und Analyse des Einzelwerks. Ausgangspunkt ist zu nächst immer seine sinnliche Präsenz, der innere Zusammenhang seiner bildlichen Elemente; und nur aus dem Bildhaft-Sichtbaren erfolgt die Deutung. Raphael argumentiert zunächst weder kunsttheoretisch noch kunsthistorisch, die Bildbedeutung kann darum nur aus der unmittelbaren Anschauung gewonnen werden. Wer seinen Analysen lesend folgt, erhält also – und das unterscheidet seine Studien nicht nur von den gängigen „Einführungen“, sondern auch vom Großteil der kunsttheoretischen Arbeiten – die seltene Gelegenheit, unmittelbar am *Prozeß* der Bilderfahrung teilhaben zu können.

Raphael fragt nicht nach einer abgeschlossenen Bildbedeutung, ja er setzt noch nicht einmal voraus, daß vorweg feststeht, was ein Bild zum Bild macht, sondern er legt den Akzent seiner Analysen und theoretischen Weiterungen auf die *Genese* des Bildes aus dem Zusammenspiel der verschiedenen Bildelemente, von Farben und Linien, aus denen alles, was im Bild sichtbar werden kann, als Bedeutungsträger ausdrücklich aufgebaut werden muß.

Dieser Aufbauprozess ist im Bild abgeschlossen; es ist Resultat des künstlerischen Schaffensprozesses. Das ist der eine Aspekt der „Erfahrungsweise“ der Kunst. Der andere, nicht minder aktive, wie Raphael immer wieder betont, liegt im Akt des Sehens. Raphael betreibt so wenig bloße Wiedergabe wie er deutlich macht, daß auch der Schaffensprozeß alles andere ist als „Nachahmung“. Beide Bewegungen, Schaffen und Sehen, korrespondieren miteinander, ohne sich ineinander aufzuheben. 'Wie wird, was man gesehen hat, zum Bild bzw. zum Kunstwerk' – das wäre die regulative Frage des Schaffensprozesses, der das Bildwerk konstituiert. 'Wie läßt sich aus dem, was man als *Bild* sieht, der Prozeß entziffern, der es zum Bild gemacht hat – und darin der Gehalt: die praktische Bedeutung des Werks' – diese Frage muß der Betrachter zum Leitfaden seiner Kunsterfahrung machen. Den Grund der Korrespondenz beider Erfahrungsbewegungen, damit auch die Bedingung der Möglichkeit von 'Kunsterfahrung', sieht Raphael in der „Me-

thode der Werkkonstitution“, der eigentlichen „Schöpfung“ des Künstlers. Nur in deren Nachvollzug kann es gelingen, das Bild als 'Bild': als autonomes Gebilde mit eigenen Gesetzmäßigkeiten, als ein durch und durch Geschaffenes zu 'realisieren'; und darin den eigentlichen Gegenstand des Künstlers: die in einem Werk sinnlich-ausdruckschaft resultierende Totalität der Beziehungen des Subjekts zu seiner jeweiligen gesellschaftlich-historischen Welt. Welt-„Anschauung“ gelingt nur als Welt-„Darstellung“; wie umgekehrt die Entzifferung von Darstellungsmethoden Auskunft gibt über mögliche Weisen und Gegenstände der Weltanschauung, die immer durch subjektive Praxis, im Fall der Kunst jedoch durch möglicherweise bewußt zu machende Praxis vermittelt sind. Darin besteht für Raphael die Erkenntnischance der Kunst.

Diese Totalität – das Marx'sche „Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“ ist damit angesprochen – ist der eigentliche, der zu realisierende Gegenstand von Theorie und Praxis der Kunstanschauung Raphaels: weil und sofern sie im einzelnen Werk sichtbar und in bewußtem Sehen lebendig werden kann. Diese Totalität ist nicht „gegeben“, sondern erst zu schaffen.

Die Erfahrung der Kunst weist über den Bereich der ästhetischen Praxis hinaus. Doch bleibt diese in ihrem Eigensinn gegen andere gesellschaftliche Praxisweisen erhalten; ebenso die Erfahrungsweise der Kunst. Durch seine Betonung der „relativen Autonomie“ (ein auf Engels zurückgehender Terminus) der Kunst gelingen Raphael produktive Konkretisierungen im Praxis- und Ideologiebegriff des historischen Materialismus (vgl. Band I der Schriften: *Marx Picasso*). Theorie der Kunst bleibt für Raphael entsprechend gebunden an Erfahrungen eigener Provenienz, sie läßt sich in Theorie der Gesellschaft nicht auflösen.

Wer bislang nur die Studien Raphaels kennt, die unter dem Titel *Arbeiter, Kunst und Künstler* 1975 (bei Fischer) erschienen sind, den mag das bislang Gesagte erstaunen: In diesen Aufsätzen, sie gehen auf Raphaels Tätigkeit als Volkshochschuldozent zurück, argumentiert Raphael vor allem soziologisch-ideologiekritisch. Vor dem Hintergrund der nun edier-

ten Schriften läßt sich aber die Tendenz erkennen, die Raphaels Studien ihre unverwechselbare Signatur gibt, die sinnliche Präsenz des Einzelwerks, das am Bild Beschreibbare, zum Grund der Analysen zu machen.

Die vorliegende Auswahl aus dem umfangreichen kunsttheoretischen Werk stellt genügend (Zünd-) Stoff bereit, um das eingefrorene Vorverständnis über diesen Kunstwissenschaftler zu revidieren – und zugleich, weit über bloße historische Rehabilitierung eines Verdrängten-Vergessenen hinaus, die aktuelle Diskussion über Bilderfahrung in Bewegung zu bringen. Die nun vorliegenden vier Bände präsentieren Arbeiten aus der frühesten Schaffensperiode: *Von Monet zu Picasso* (bereits 1913 erschienen!), noch auf neukantianisch-lebensphilosophischen Voraussetzungen aufbauend, aber dennoch grundlegend ansetzend zu einer Geschichte und Theorie der Modernen Kunst; aus der Periode der Aneignung des Marxismus, in den späten zwanziger Jahren, *Marx Picasso* (Band I der Schriften, er enthält zugleich eine Kurzvita und Bibliographie der veröffentlichten Schriften, und, wie alle Bände, ein kommentierend einführendes Vorwort); *Die Farbe Schwarz*, ein bislang unveröffentlichter, auch nicht nur Veröffentlichung vorgesehener Werkstatt-Text, um 1948 im Exil entstanden, in der Zeit, als Raphael auch an der Ausarbeitung einer „Empirischen Kunstwissenschaft“ gearbeitet hat, deren Fragment gebliebenes erstes Kapitel dem vierten Band der kunsttheoretischen Schriften als Anhang beigegeben ist; und die Studien zu *Wie will ein Kunstwerk gesehen werden*, die zwischen 1928 und 1947 entstanden sind. Zu den beiden letzten Bänden hat der Gießener Kunsthistoriker Bernd Growe die Nachworte geschrieben, die Querverbindungen herstellen zur aktuellen kunstwissenschaftlichen Diskussion.

An den damit vorliegenden Texten wird, auch über den Bruch mit der lebensphilosophischen Theorie des Schaffens hinweg, der sich durchhaltende Bezug auf das jeweils einzelne Werk deutlich, der Ausgangspunkt der Anschauung. Zugleich kann man erkennen, wie sehr dieser Ausgangspunkt von der Erfahrung der Modernen Malerei bestimmt wird, deren Durchbruch Raphael 1911/12 in Paris als Augenzeuge erlebt

hat. In unmittelbarer Konfrontation mit den Herausforderungen der Moderne hat Raphael seine Fragen formuliert: Die Krise des Werkbegriffs und die damit einhergehende Umwälzung der Sehgewohnheiten machte den Rekurs auf den künstlerischen Schaffensprozeß unausweichlich. Die theoretische Bewegung korrespondiert der gleichzeitigen ästhetischen; insofern ist es bezeichnend, daß auch der letzte große zur Veröffentlichung bestimmte Band – er ist posthum erschienen unter dem Titel *The Demands of Art* – mit einer Studie zur Methode des Bildaufbaus bei Cézanne eingeleitet wird, ausgehend von der Frage nach dem Verhältnis von Bild und Vor-Bild. Denn Cézanne gelangt in seinem Werk zu einer folgenreichen Neubestimmung des Schaffensprozesses.

Raphael hat von Anfang an die Erfahrungsweisen der Modernen Kunst als eminent *historisches* Phänomen aufgefaßt. Dies wird nicht zuletzt daran deutlich, daß er mit seinen Analyse-Methoden (die 'nach' dem Durchbruch der Moderne, 'nach' der Neubestimmung der Aktivität des Betrachters und ihrer Bedeutung für das Bild-Werden von Gesehenem entwickelt wurden) auch die Bildwerke der „vor“modernen Kunstepochen studiert, so daß die historisch entwickelte Bildauffassung den Schlüssel liefert zu den vorangegangenen: zur klassischen, barocken, zur gotischen und antiken, zuletzt auch zur vor- und frühgeschichtlichen Kunst (vgl. *Wiedergeburtsmagie der Altsteinzeit*, Fischer Taschenbuch). Raphael gibt damit eine Antwort auf die mit dem Durchbruch der Moderne problematisch gewordene Frage, wie sich überhaupt noch, nach Monet, Cézanne und Picasso, Kunst-*Geschichte* betreiben läßt. In seinen Nachworten macht Bernd Growe deutlich, daß Raphaels Bildanalysen gerade darin ihre Aktualität bis heute haben wahren können und durchaus in die kunstwissenschaftlichen Diskussionen unserer Tage hinein fruchtbar werden; von den Erfahrungs im wörtlichen Sinn: der bewußt gewordenen Bewegung des Auges und darin des Ensembles subjektiver Fähigkeiten, die Raphaels Analysen für den Kunstbetrachter bereithalten, ganz zu schweigen.

Klaus Binder, Frankfurt

Die Bleibende Fremdheit

1931 verläßt Michel Leiris für zwei Jahre Europa und nimmt an der von Marcel Griaule geleiteten Dakar-Djibouti-Expedition quer durch Afrika teil. Während dieser Zeit schreibt er das Tagebuch „Phantom Afrika“.

Nachdem es lange Zeit um Michel Leiris sehr still war, ist man in den letzten Jahren bemüht, seine Bücher ins Deutsche zu übertragen. Dabei wird er von drei Verlagen, die sich mit unterschiedlicher Intention die Herausgabe teilen, betreut: während das literarische Werk von Mathes & Seitz und vom Qumran Verlag ediert wird, erscheinen die ethnologischen Schriften im Syndikat.

1977 begann die Edition mit dem Buch „Die eigene und die fremde Kultur“, 1978 folgte der Band „Das Auge des Ethnographen“, und zwei Jahre später wurde der erste von zwei Bänden von „Phantom Afrika – Tagebuch einer Expedition von Dakar nach Djibouti 1931-1933“ vorgelegt. Mit der Veröffentlichung des zweiten Bandes in diesem Jahr ist die Reihe abgeschlossen.

Michel Leiris, geboren am 20. April 1901, gehörte in den zwanziger Jahren dem Kreise der Surrealisten an; er war Mitarbeiter an der von George Bataille herausgegebenen Zeitschrift „documents“ (Malerei, Ethnographie und Archäologie), an der unter anderem Robert Desnos, Jacques Prévert und Marcel Griaule mitwirkten. Griaule, Student der Ethnologie bei Marcel Mauss, schlug Michel Leiris die Teilnahme an seiner Expedition durch Afrika (Senegal, Mali, Tschad, Sudan und Abessinien) vor. Um seiner ausschließlich literarischen Tätigkeit zu entfliehen, sagte er zu: „Weg von Paris, weg von den ästhetischen Fragen, den sterilen Streitereien zwischen den einzelnen Gruppen, hin zur Berührung mit Menschen anderer Kulturen und anderen Rassen, ... meinen Gesichtskreis auf ein wahrhaft menschliches Maß erweitern.“ (Leiris im Mai 1930).

Wenn er auch zuerst von der Ethnologie als Wissenschaft fasziniert ist, die für ihn „alle Zivilisationen auf eine Stufe stellt“, so macht er während dieser fast zweijährigen Reise Erfahrungen, die sein Bild einer idealen Ethnologie zerstören. Und das Tagebuch, mit einem Höchstmaß an Akribie geschrieben, legt Zeugnis von dieser Desillusionierung ab; und er mußte „alles“ erzäh-

len, „um das Höchstmaß an Wahrheit zu erreichen“ (4.4.1932).

Nach Erscheinen wird das Tagebuch zu einem inoffiziellen Protokoll - nicht nur der Griauleschen Expedition, sondern der Methoden der Ethnologie überhaupt. Hier wird die Wahrheit dargelegt, von der alle Kollegen wissen, aber nicht berichten: die Ethnologie erweist sich als Teil eines Systems des Kolonialismus, zu dessen Abschaffung sie eigentlich als ideale Wissenschaft beitragen sollte. Masken, Fetische und Alltagsgegenstände werden durch Raub und Erpressung herbeigeschafft, und die Expedition benutzt bewußt den Schwarzen, „der sich in den Dienst der Weißen stellt, da er noch härter als diese mit seinen Artgenossen umgeht ...“, den sogenannten 'Judassen', die man dazu dressiert hat, ihre Leidfahrten an die Schlachtbank zu führen“ (20.7.1931).

Leiris, einer der Protagonisten der modernen Ethnographie, setzt sich zum anderen mit der bleibenden Fremdheit auseinander; der Titel der zwei Bände umschreibt es als solches - „PHANTOM Afrika“. Völlig von dem neuen Leben fasziniert und für jedes Unternehmen offen, nimmt er an Maskenfesten (bei den Dogen) und an Besessenheitskulten der Zâr (in Abessinien) teil, dennoch hält seine anfängliche Euphorie nicht lange an. Seine Aufgabe als Archivar und Befrager, die ihn oft an ein Polizeiverhör erinnert, zwingt ihn in die unerträgliche Situation eines Beobachters. Und die Dinge, die ihm viel zu sehr unter den Fingern brennen, und von denen er lieber selbst „besessen“ sein möchte, als sie wissenschaftlich zu bearbeiten, lassen für ihn kaum ein „menschliches Maß“

übrig. So bleibt die lapidare Feststellung eines Kollegen: „Ich habe getan, als sprächen die Dinge“ (Victor Segalen), und sein Resümee der Erfahrung der bleibenden Fremdheit: „Man kommt wohl den Gebräuchen der Menschen näher, aber dem Menschen selbst...“ (31.3.1932)?“

„Phantom Afrika“ - „das tägliche Logbuch der Reise“ (4.4.1932) hat neben den beiden vorgenannten Aspekten, einen dritten (die nicht voneinander getrennt existieren): einen ausschließlich persönlichen Charakter.

Im Laufe der Monate wendet er sich immer mehr von der ethnologischen Feldforschung ab, und wendet sich seiner eigenen Person zu. Fortan unterzieht er sich einer Selbstanalyse (die sein Lebenswerk werden wird) und die in einer vierbändigen Autobiographie mündet, mit dem Titel „La règle du jeu“ („Die Spielregeln“); „Phantom Afrika“ zeigt hier erste Auswirkungen.

Bei seiner Analyse bedient er sich als Schriftsteller natürlich der Sprache und der Assoziationen, auch wenn am Ende „das Wagnis einer selbstzerstörerischen Entdeckung“ steht (Helmut Heißenbüttel); denn um aus dem Konflikt zwischen Objektivität und Subjektivität zu gelangen, wäre die „eleganteste Lösung“, den Revolver gegen sich zu richten, „... diese Geste unterbleibt aber.“ (17.5. und 31.8.1932). Und so endet die Entdeckung nicht mit dem Tod, sondern in einem literarischen

Tod, mit dem fiktiven Michel Leiris, der Romanfigur Axel Heyst. Er stirbt an den Folgen, an denen Leiris leidet: Fremdheit, Schwierigkeiten mit Frauen und den Auswirkungen einer katholischen Erziehung. Und immer mehr wird die Legende „vom Reisen als Möglichkeit, sich selbst zu entfliehen zerstört; denn Reisen verändert den Menschen nur momentan. Im Grunde bleibt man auf triste Weise dem gleich, was man schon immer gewesen ist.“ (15.2.1932) Nicht nur für den Ethnologen sind die Schriften interessant, sondern auch für diejenigen, die Michel Leiris entdecken wollen. Mit „Phantom Afrika“ stellt sich ein vielseitiger Autor vor, der keine Trennungslinien zwischen Poesie, Kunst und Philosophie, Psychologie und Ethnologie zieht, einschließlich seiner eigenen Person. Hier nimmt man teil am „work in progress“.

Seine Erzählung über Axel Heyst endet mit den folgenden Worten: „Er ist nichts weiter als ein halb Sehender in einer Welt von Blinden, es will ihm nicht gelingen, blind zu werden“ (27.12.1932).

Heinz T. Hanisch, Aachen

Michel Leiris, *Phantom Afrika I, Frankfurt 1980*
Phantom Afrika II, Frankfurt 1984

Herausgegeben und mit einer Einleitung von Hans-Jürgen Heinrichs

Drachenblut

Trotz Skepsis gegen überall besprochene und einhellig gelobte Bücher war die Lektüre dieser Novelle ein außerordentliches Vergnügen. Aber das Wort Vergnügen muß in diesem Zusammenhang erklärt werden. Alle Berichte, der Titel, der Klappentext und die Rezensionen bereiteten auf eine triste Geschichte vor, heißt es am Buchdeckel, es ist eine der meistzitierten Stellen.

Zitat: „Ich bin auf alles eingerichtet, ich bin gegen alles gewappnet, mich wird nichts mehr verletzen. Ich bin unverletzlich geworden. Ich habe in Drachenblut gebadet, und kein Lindenblatt ließ mich irgendwo schutzlos. Aus dieser Haut komme ich nicht mehr heraus. In meiner unverletzlichen Hülle werde ich kriechen ...“ Wenn von Chri-

stoph Heins „Drachenblut“ die Rede war, so hießen die Hauptworte meist: Gefühlskälte, Enttäuschung, Entfremdung, Selbstschutz, seelische Verkümmern etc. Nur hier heißt das Buch „Drachenblut“, Christoph Hein kommt aus der DDR, er lebt auch dort, im Original hieß dieselbe Novelle „Der fremde Freund“, das gibt der Ge-

schichte einen anderen Akzent. Ohne gleich eine Interpretation dranhängen zu wollen, wundert es mich doch, daß in den meisten Besprechungen und nicht zuletzt durch den Titel vor allem die Panzerung und Hoffnungslosigkeit hervorgehoben wurde. Es ist auch eine Liebeserklärung, von einem Mann geschrieben, der in Ich-Form eine Frau schildert, so wissend und interessiert, als wäre der Mann, der das geschrieben hat, die Frau.

Ihre Geschichte ist mit allem ausgestattet, was Fremdheit symbolisiert. Das Hochhaus, in dem keiner merkt, wenn ein Nachbar stirbt, dieses Photographieren von Landschaften ohne Menschen, der Abstand zum Freund... Die Ich-Erzählerin ist Ärztin, lebt alleine, ist geschieden, sie zieht „das diskrete Verhältnis zu den Möbeln“ den unvermeidlichen Verbindlichkeiten von zuviel Nähe vor, schon der Gedanke an einen Händedruck erweckt in ihr eine gräßliche Vorstellung von Vertraulichkeit.

Es beginnt mit einem Traum, „ich oder die Person, die vielleicht ich selbst bin“ und ein Begleiter, dessen Gesicht „traumverschommen“ bleibt auf einer brüchigen Brücke über dem Abgrund.

Zitat: „Wir müssen auf die andere Seite des Abgrunds. ... Die ersten drei, vier Schritte begleitet uns noch Brückengeländer, das ich umklammere. Dann endet es, zersplittert, stumpf in die Luft ragend, abruppter Torso. Mein Begleiter reicht mir die Hand... Seine Hand ist schweißnaß. Er soll mich loslassen, denke ich. Jeder für sich. Aber er hat sich unlösbar in meine Hand gekrallt, läßt sie nicht frei. Ich weiß, wenn ich hinuntersehe, falle ich. Wir stehen am Anfang, und der Balken scheint kein Ende zu haben. Langsam schieben wir uns weiter...“

In diesem Traum kommen fünf Läufer aus dem Wald, in kurzen weißen Hosen und Sporthemden mit einem runenartigen Zeichen. „Es sind junge muskulöse Männer mit offenen, strahlenden Gesichtern, keuchend und doch nicht angestrengt. Erstaunt entdecke ich ihre Ähnlichkeit, es könnten Geschwister sein. Fünflinge, die auf die geborstene Brücke zurenen. Sie sollen anhalten, schreibe ich ihnen entgegen. Es bleibt still. Mein Mund bewegt sich tonlos. Es erschreckt mich, daß ich die Gesichter der Läufer er-

kennen kann. Sie haben nicht das zerfließende Wolkengesicht meines Begleiters. Deutlich kann ich jeden Gesichtszug erfassen, kontuiert, markant, Männergesichter. Sie haben die Brücke erreicht. Sie behalten ihr Tempo bei. Auf dem zweiten Balken stürmen sie uns entgegen, an uns vorüber, auf das andere Ufer zu.“

Claudia, die Ärztin, wird als unschlüssig vorgestellt, die erste Szene im Fahrstuhl schlägt den Ton der geünten Distanz an: „Stumm starre ich in Gesichter, aus allernächster Nähe, und wurde ebenso stumm und direkt gemustert. Ein Sichkennenlernen mit allen Sinnen, unerwünscht, besonders kränkend für den Geruchssinn.“

Sie geht zum Begräbnis des Mannes, mit dem sie - keine Affaire, keine Liebschaft, wirklich nur eine Beziehung hatte, von der sie, bzw. Hein im weiteren erzählt.

In ihrer Gedankenwelt, in ihren Selbstinterpretationen und Schlußfolgerungen wird das Unpersönliche betont. Aktiv und praktisch ist sie immer dann, wenn er bzw. sie über die Arbeit in der Klinik erzählt, eine Arbeit, die mit einem differenzierteren, weiblicheren Gefühlsleben schlecht vereinbar wäre. Ihre einzige Leidenschaft, die eher eine Manie ist, sind Landschaftsfotos.

„Sie füllen alle Schränke und Schubladen in meiner Wohnung. Von überallher quellen mir Bäume, Landschaften, Gräser, Feldwege, totes, abgestorbenes Holz entgegen. Eine entseelte Natur, die ich erschuf und die mich nun zu überfluten droht... Ihnen fehlt der Horizont, ihnen fehlt das Verwelken, Vergehen und damit die Hoffnung. Trotzdem werde ich nicht aufhören, diese Bilder herzustellen. Ich fürchte mich davor, es aufzugeben. Es ersetzt mir viel, es hilft mir über meine Probleme hinweg. Ich werde weiter Kisten und Schränke mit den Fotos füllen. Und in zwanzig oder dreißig Jahren, wenn der Hausmeister meine Wohnungstür aufbricht, wird er ein Problem mehr haben.“

Aber an anderer Stelle kommentiert sie es als Arbeit in der Dunkelkammer, „wenn auf dem weißlichen Papier im Entwickler langsam das Bild hervorkommt... ein Moment von Schöpfung... Das Werden eines Gebildes. Ein Keimen, das ich bewirke, steuere, das ich unterbrechen

kann. Zeugung. Eine Chemie von entstehendem Leben, an dem ich beteiligt bin. Anders als bei meinen Kindern, meinen ungeborenen Kindern.“

Es gibt eine Liebe, die zur Schulfreundin Katharina, die sie seit 25 Jahren nicht mehr gesehen hat, es ist die einzige Stelle, an der sie explizit von Sehnsucht spricht, übrigens im selben Absatz, dem das Bild mit dem Drachenblut entnommen wurde, der Schluß wird interessanterweise meist weggelassen, es heißt „in meiner unverletzlichen Hülle werde ich krepieren an Sehnsucht nach Katharina. Ich will wieder mit Katharina befreundet sein. Ich möchte aus diesem dicken Fell meiner Ängste und meines Mißtrauens heraus...“

Aber das bietet sich bestenfalls für Psychologen zur Interpretation an. Es ist ständig vom Gegenteil die Rede, wenn Unverletzlichkeit proklamiert wird. Sie erschrickt und ist gekränkt, als Henry, den sie nie nach irgendetwas gefragt hat, eine, seine Frau erwähnt, trotz Zitat:

„Ich wollte ihn nicht haben. Ich hatte nie die Absicht, ihn für mich haben zu wollen. Ich war seit langem fest entschlossen, nie wieder zu heiraten, nie wieder irgendeinem Menschen das kleinste Recht über ich einzuräumen. Unsere stillschweigende Übereinkunft, daß keiner für den anderen verantwortlich sei, daß keiner sich vor dem anderen zu verantworten habe, nahm ich sehr ernst. Ich war überzeugt, daß ich niemals meine Distanz zu Menschen aufgeben dürfte, um nicht hintergangen zu werden, um mich nicht selbst zu hintergehen. Im Hintergrund das Wissen um meine stete Bereitschaft, mich aufzugeben, Sehnsucht nach der Infantilität. Der schwere, süßliche Wunsch, geborgen zu sein. Wie der drückende und doch angenehme Duft von verwelkenden Totenblumen. Ich war gegen mich gewappnet.“

Sie versucht es zumindest, und wenn sie am Schluß behauptet, sie hätte es geschafft, so bleibt doch offen, ob sie sich's nun lauter vorsagt oder besser oder schlechter mit diesen widersprüchlichen Wünschen zu recht kommt. Der Panzer hat nicht nur einen Grund, und dieses fertige „es geht mir gut... mir geht es glänzend... Ich bin ausgeglichen. Ich bin einigermaßen beliebt, ich kann mich zusam-

mennehmen... Ich habe Pläne. Ich arbeite gern in der Klinik, ich schlafe gut, ich habe keine Alpträume... Ich habe einen Friseur, zu dem ich unangemeldet kommen kann... Ich bin gesund. Alles, was ich erreichen konnte, habe ich erreicht. Ich wüßte nichts, was mir fehlt. Ich habe es geschafft. Mir geht es gut. Ende“ ist nur ein Teil der Geschichte. Gegen die doppelte Unterstreichung des Verlags, der auch diesen Absatz auf den Klappentext setzte, den kommentierend „Eine Selbstbeteuerung, die wie ein Aufschrei klingt“, steht noch ein anderer, den Hein in einem Interview äußerte - es sei ein ganz optimistisches Buch.

Und es scheint mir viel wichtiger, das hervorzuheben. Mit der Beschreibung von Betonwänden, von Anonymität, Hoffnungslosigkeit gelingt ihm etwas, das in versuchter Nähe, bei Darbietungen des Innenlebens oder den betroffenen Verständigungen über Intimität so oft wegrutscht. In der Hilflosigkeit auf der Brücke, dem Nicht-Laufen-Können, nicht Zugreifen liegt auch Widerstand - gegen die Läufer, die ankommen, der Satz, daß ihr die Hoffnung fehlt, birgt Hoffnung durch das Leugnen, das Abschotten-Müssen, sind die Wünsche ständig präsent. Und schließlich ist es ein realistischer Roman. Gefühle, Wärme, Engagement sind nicht abwesend, sie sind nur nicht den höheren oder tieferen Dingen angedichtet, sondern kommen dort vor, wo sie meist vorkommen: Den Kontrast zur Hauptperson bilden Frauen wie Karla. „Karla verspätet sich jeden Tag ein kleines Bißchen und immer mit einem Hinweis auf ihre Kinder. Vermutlich erwähnt sie ihre Kinder in der Annahme, bei mir ein schlechtes Gewissen zu wecken. Sie ist dieser Typ Frau, der unbeirrt an der Mutterrolle festhält. Das kuhäugige warme Glück, das lassen wir uns nicht nehmen, da weiß man doch, wozu man lebt“. Oder Anna: „Sie hat vier Kinder und einen Mann, der sie alle zwei Wochen einmal vergewaltigt. Sie schlafen sonst regelmäßig und gut miteinander, wie sie sagt, aber ab und zu vergewaltigt er sie. Er brauche das, sagt sie. Scheiden will sie sich nicht lassen, wegen der Kinder und aus Angst, allein zu bleiben... Es ist anstrengend mit einer Frau befreundet zu sein, die sich mit ihren Demütigungen abgefunden hat.“

Das können Klischees sein, das können aber auch Angstprojektionen einer Frau sein, die so gut oder so schlecht wie jeder Mann funktionieren muß.

Und auch oder gerade in der lapidaren Beschreibung des 72-jährigen, der „beim Arztbesuch nur die Zeit totschlagen will, bis das Fernsehprogramm beginnt“ steckt viel von dem Verständnis, dem Engagement oder meinetwegen auch einer Menschenliebe, die dieses Buch charakterisiert, weil sie nicht mit dicken Pinselstrichen beschworen oder vermißt wird. Gefühle sind mächtig, etwa bei dem Kollegen, dessen Auto gestohlen wurde: „Seit drei Wochen redet er über nichts anderes, und die meisten Kollegen können sich darüber gleichfalls ereifern. Ich glaube, wenn er den Autodieb erwischen könnte, er würde ihn erschlagen. Der hippokratische Eid hat eben seine Grenzen.“

Ich habe keine Minute vergessen, daß dies von einem Mann geschrieben ist, einerseits, weil es faszinierend ist, wie genau er hinsieht, andererseits, weil er viel davon erzählt, warum und daß sich die Geschlechter angleichen. Es bleibt offen, ob er eine Frau entworfen hat, die sich wehrt, oder ob es eine Männerprojektion ist, in der das Panzern nur schlecht gelingt und doch so gut gelingt, daß es Schrecken hervorruft.

In dem Umstand, daß ein Mann so über eine Frau schreibt, die sich entzieht, die es anders versucht und auf ihre Art scheitert,



liegt eine Menge Respekt und Achtung. Der Autor hat sehr aufmerksam beobachtet, er erzählt von einer alleinbleibenden Frau, die er nie denunziert, und er läßt sie so sein. Ich weiß nicht, ob ihre Schutzbehauptungen ein Aufschrei sind, aber schon dieser Respekt Heins ist eine Liebeserklärung, die Hoffnung birgt. Erst recht, wenn solche Schutzbehauptungen als Aufschrei genommen wird.

Aller – auch der anwesenden Polizei – Aufmerksamkeit ist auf die Redner bei der Kundgebung

gerichtet. Sie erklärten gerade, daß in dem Lazarett, in dem derzeit noch Hirnverletzte aus den ersten beiden Weltkriegen behandelt werden, sich die Bundeswehr für den „Ernstfall“ einrichtet. Und derweil hatte Harald Naegeli alias „Sprayer von Zürich“ dem Sanitäter mit Helm eine Frau beigeesellt. Es war ein Auftragswerk, der Künstler konnte sich nicht zeigen, weil kurz zuvor seine Ausweisung beschlossen worden war. Die Feministinnen waren über das Motiv nicht glücklich. Als der Poli-

zist das sah, bat er „von eventuellen weiteren Sachbeschädigungen abzusehen“. Der Mäzen, d.h. die Ärzteiniciativen, boten das Kunstwerk nach beendigem Kongreß der Stadt als Geschenk an. Es wurde nicht angenommen, inzwischen ist es überfüncht, aber Tübingen hat von dem Besuch noch viele andere Naegelis bekommen.

Hazel Rosenstrauch, Berlin

Christoph Hein, Drachenblut. Novelle. Luchterhand.

Gestohlene Schöpfung

Computerverbundene wissen um die Fremdsteuerungsmöglichkeiten ihrer codierten Wirklichkeitserfassung; immer häufiger beklagen sie das anonyme Eindringen von außen in private wie öffentliche Datenspeicher und die manipulativen Eigentumsdelikte per Telefon und Terminal: Der klassische Bankraub in persona wird zum risikoreichen Anachronismus gegenüber der verschwiegenen Transaktion vom eigenen Elektronenrechner aus, kein Phantombild mehr beschreibt den Täter als Phantom.

Und die Geschichte von einem solchen gelungenen Computer-Coup, die Urs Widmer uns in seinem jüngsten Buch „Die gestohlene Schöpfung“ erzählt, ist so unwirklich nicht, als daß man dem Untertitel „Ein Märchen“ vollen Glauben schenken möchte. Aber ein märchenhaft kapita-

les Schelmenstück entpuppt sich dann doch, wenn ausgerechnet der Computer des Bundeskriminalamtes zu Wiesbaden angezapft wird, um sich dessen Jahresetat in Höhe von 68 Millionen Mark über die brasilianische Nationalbank auszahlen zu lassen.

Was einem marktsicheren Krimi-Autor vielleicht zur spektakulären Story von raffinierter Computerkriminalität und raffinierter Strafverfolgung reichen würde, durchzieht „Die gestohlene Schöpfung“ indes eher als ein verdeckt geführter Zügel, an dem Widmer die Faszinationskräfte eines märchenhaft schillernden und dabei doch realistischen Abenteuerromans spielen läßt. Der Schriftsteller und Essayist, seinem Schweizer Landsmann Robert Walser verwandt, kann sich mit seinem Buch zugleich auf das Wort Bertolt Brechts berufen: „Ein Abenteuerroman könnte heute kaum anders geschrieben werden als ein Kriminalroman. Abenteuer in unserer Gesellschaft sind kriminell.“ Und dort, wo diese kritische Markierung ordnungspolitischer Enge wohl nur als heuchlerisch mahnendes Orakel kur-

siert, in der Nadelstreifen-Kaste des Börsenmetiers, nimmt das kriminelle Abenteuer seinen bezeichnenden Ausgang.

Die erzählende Hauptfigur, kein kapitalkräftiger Hochfinanzhasadeur, sondern ein kleiner, etwas simplizianischer Frankfurter Börsenmakler, steht vor dem Zusammenbruch seines bürgerlichen Heldenlebens, als ihm zur gleichen Zeit das Treuhandkapital dreier Klienten wegen Fehlspekulation und die Freundin Johanna wegen eines anderen abhanden kommen. Das unerbittliche Kreditgewerbe und ein gewisser Horst, ebenfalls Börsenspekulant, setzen ihn unter Druck, bis er die Gelegenheit wahrnimmt, Abstand zu gewinnen; arglos im Botendienst für den dritten Börsianer im Bunde, dem Computerspezialisten Jimmy, fährt er nach Marseille:

„Ich sang alle Schlager meiner Kindertage; und irgendwann einmal, lange hinter Belfort, fing ich an, im Kopf die Bibel neu zu schreiben. Nur so. (...) Schon mein Vater wäre gern ein Prophet geworden, warum sollte ich nicht einer sein? Bis Dijon jedenfalls hatte ich die Schöpfung beisammen, und in Beauce war ich mit der Sintflut fertig. (...) Tatsächlich hätte ich gern die Juden in ein gelobtes Land geführt, über Sand und Steine, und würde es noch lieber heute mit meinen Mitbürgern tun, sechzig Millionen Auswanderer im Schlepptau.“

Die wiederholten Anwendungen solch naiv-verstiegenen, prophetischen Sendungsbeußenseins bespiegeln umso mehr die Komik eines verstörten Anti-Helden, der dem unbegriffenen Fortgang der Ereignisse und den wunderbarlichsten Verkettungen der Romanfiguren auf die verbindende Spur zu kommen sucht. Und diese Spur führt von Marseille, wo er auf kuriose Weise in den Besitz geheimnisvoller Computerinformationen für seinen Auftraggeber Jimmy gelangt, nach Brasilia.

Dort nämlich findet sich ein unverdächtig Forschungscomputer mit ausreichender Kapazität, dem Jimmy denn nur noch seine kriminelle Energie mitsamt den weitergegebenen Geheimcodes zuführen muß. Bevor aber der zweieichtige Börsenkollege seinen Computer-Coup landen kann und die Millionenbeute tatsächlich von der Banco de Brasil ausgezahlt wird, durchlebt der uneingeweihte Ich-Erzähler in den unwahrscheinlichsten und heillossten Situationen ein kunstvoll angeordnetes Wechselbad aus vermeintlicher Erkenntnis und postwendender Verwirrung der Geschehniszusammenhänge. So gerät der Abenteurer wider Willen, weil ihm das Geld für die Hotelkosten ausgeht, als Tagelöhner ins brasilianische Zuckerrohr; und während er hier einen Geheimkult der Indios beäugt, taucht ausgerechnet einer der Computer-Informanten aus Marseille wieder auf, der nun in der Rolle eines prophetischen Schamanen seiner Anhänger-schaft indianische Schöpfungsmythen verkündet. Als schriftstellernder Urheber dieser Kosmogonie stellt sich zu allem Überfluß der mysteriösen Zufälligkeiten und Fügungen auch noch jener Horst heraus, der im fernen Frankfurt den Konkurs verwaltet.

Urs Widmers „Gestohlene Schöpfung“ lockt den Ich-Erzähler und mit ihm den Leser in die höchst anregende Fesselung eines exakt ausgeklügelten Labyrinth, das die referentielle Sphäre der konkreten Wirklichkeit zur Basis seiner erzählerischen Entfaltung hat: Der monetäre Darwinismus des monströsen Banken- und Börsenmetiers in Frankfurt und Brasilia, die sozialen Degenerationen der Oscar-Niemeyer-Traumstadt und das Elend der Tagelöhner und Indios im brasilianischen Busch sind unbeschönigt-realistische Haftflächen, die Widmer mit den Augen seines schlichten Protagonisten skizziert – kauzig-skuril, lakonisch und ohne jedes selbstgefällige Wehleid der modischen Ergriffenheitsliteratur. Zugleich aber läßt der Autor den armen Tropf inmitten eines umtreibenden Spiels aus Trivialmythen und Klischees zappeln, die aus dem einschlägigen Genre der Literatur und des Kinos entlehnt sind und wie ein überbelichteter Film sich über die Topographie der gesellschaftlichen Abgründe und Wirklichkeitsverluste legen. Diese Wahrnehmungsbrechung aus dem Kopierwerk ist dem erzählenden Ich wie eine zweite literarische Natur zugeschrieben:

„Hier und da knallte es so merkwürdig leise und harmlos, daß ich erst als die Windschutzscheibe zersplitterte glaubte, daß es wirkliche Schüsse waren. Überhaupt war mir alles vertraut. Ich war einmal, vor vielen Jahren, mit dem Schiff in New York angekommen und hatte mich sogleich zu Fuß in die fremde Stadt aufgemacht, und ich kannte sie auf Anhieb so gut, daß ich den Stadtplan kein einziges Mal aufblättere. Das Kino; oder ein osmotisches Wissen, das in jeden Menschen dieses Jahrhunderts einsickert. So war es auch jetzt. Es war eben eine Schießerei.“

So schöpft Widmer aus dem Kino als „Museum der Mythen des modernen Menschen“, wie Adorno es nannte, wenn schließlich nicht dem cleveren Jimmy, sondern dem arglosen Ich-Erzähler und Kinggänger die Millionen-summe zufällt: Die „vertraute“ Schießerei stiftet ausreichend Verwirrung, um den komödiantischen Topos von den irrtümlich vertauschten Koffern von sanierenden Glücksfall für den Unglücksraben des Börsengewerbes werden zu lassen; auch die Freundin Johanna stellt sich wie selbstverständlich wie-

der ein.

Es ist also nicht jenes unbekannte „Wunderbare“, das „keck ins gewöhnliche Leben“ tritt, wie weiland die romantische Literatur eines E.T.A. Hoffmann versinnbildlichen wollte. „Der goldne Topf“ als Schulfall seiner Erzählkunst glänzt in Urs Widmers „Gestohlene Schöpfung“ zwar deutlich wieder auf; aber anstelle der berühmten „Phantasmata“ des Studenten Anselmus in jenem „Märchen aus der neuen Zeit“ – Hoffmanns Untertitel – walten in Widmers „Märchen“ aus der neuesten Zeit Scheinwirklichkeiten über das Schicksal der Hauptfigur, denen die mythen-schaffende industrielle Massen-„fabrikation der Fiktionen“ im Sinne Carl Einsteins zugrundeliegt. Darauf reflektiert auch das zentrale Binnenmotiv der kolportierten Ersatzmythen aus der Feder des Konkursverwalters Horst; sie finden ihren Weg zu jenen brasilianischen Indios, die ihrer sozialen und kulturellen Identität längst beraubt sind, bei denen besonders sinnfällig wird, daß ihnen die Schöpfung gestohlen wurde. Wer aber auch von uns wollte sich denn ihrer und ihres Versprechens einer lebbareren Wirklichkeit noch sicher sein, wo doch eben diese Wirklichkeit immer mehr hinter ihrer medialen Simulation oder gar ihrer wahrhaft zeichensetzenden Repräsentation in den Computern zu verschwinden droht? Vor diesem Hintergrund gewinnt Widmers Ich-Erzähler zwischen Wirklichkeitsbezug und trivial-mythologischer Oxydation seinen eigentümlichen realistisch-märchenhaften Reiz; und es ist nur konsequent, wenn dieser Schwebezustand nicht zugunsten der einen oder der anderen Anziehungskraft aufgehoben wird. So bleibt auch, nachdem der verschlungene Handlungsknoten einer atemberaubenden Lösungsmöglichkeit zugeführt ist, die Wirklichkeit „mythenverhangen“:

„Unter mir die Stadt in morgenländischer Schönheit. Minarette beinah. Weiße Kamine, die durch Dunstschwaden stachen. Ein Flirren über dem Main als tanzte das Wasser! Ich breitete die Arme aus und wollte alles umarmen: die Glastürme der Banken (die sich spiegelnden Wolken); die Ziegel der Häuser, die die Ränder des Himmels wärmten; (...) all die Vögel in dieser totgesagten Stadt (sogar Enten flogen); die Bäume, dieses kühne Grün, das zäher als der

Wind war; den Fernsehturm, dessen Kanzel glühte. Ich sah das alles immer wieder an und konnte nicht genug davon kriegen. Wollte mich nie mehr bewegen (daß es bleibe wie es war) (...). Schaute und schaute über diese gelobte Stadt.“ Wie neugeboren dank neuer Liquidität stimmt der verhinderte Prophet des alten Mythos vom „Gelobten Land“ an – ausgerechnet auf die Stadt Frankfurt. Der Schwindel des Happy-Ends, der in schlechten Romanen das Ganze besiegelt, hier fliegt er auf im Aberwitz einer vermeintlichen Wiedergewinnung der „gestohlenen Schöpfung“. Widmers aufgeklärtes „Märchen“ macht uns keine Illusionen, wohl aber das seltene Vergnügen eines literarischen Abenteuers im Gegenlicht aller zweifelhaften Wirklichkeit.

Wilfried Meier, Osnabrück

Urs Widmer: *Die gestohlene Schöpfung. Ein Märchen.* Diogenes Verlag, Zürich 1984, 236 Seiten

Aufruf

Der Verein „Rechtshilfefonds für die Verteidigung politischer Gefangener“ schickte uns den folgenden Aufruf zu, der zur Stärkung „eines Fonds zur Unterstützung der Verteidigung politischer Gefangener, die sich in Hochsicherheits-Trakts oder Isolation befinden“ auffordert. Auch wenn wir der Auffassung sind, daß der Text arglos den Anteil unterbewertet, den die Sowjetunion an den gegenwärtigen Kriegsvorbereitungen trägt, veröffentlichen wir ihn, da wir der Auffassung sind, daß eine Unterstützung der politischen Gefangenen in der Bundesrepublik und ihrer Anwälte dringend geboten ist. Der Text hat folgenden Wortlaut:

Die Situation der politischen Gefangenen in der BRD hat sich seit dem Abbruch des Hungerstreiks im Frühjahr 1981 nicht entscheidend geändert – trotz der Zusage von Bundesminister Schmude vom 15.4.81, daß die Gefangenen in Gruppen zusammengelegt werden und kein Gefangener isoliert bleibt.

Jetzt stellt sich uns die Frage, wie wir hier draußen Mittel und Wege finden, um die Isolation der Gefangenen zu durchbrechen.

Die Gefangenen kämpfen seit 1970 in einem Zusammen-

hang, dessen politische Realität uns immer deutlicher wird:

- Offene und versteckte US- und Nato-Kriege gegen die Befreiungsbewegungen und die jungen sozialistischen Länder in der Dritten Welt;

- Vorbereitung eines Angriffskrieges gegen die Sowjet-Union und die anderen sozialistischen Staaten in Ost-Europa;

- Und hier gleichzeitig der militärische Angriff nach innen gegen jeden kontinuierlichen konsequenten also anti-imperialistischen Widerstand.

Es geht konkret um folgenden:

Die Gefangenen sind in Gefängnissen über die ganze BRD verteilt. Wegen des Verbotes der Mehrfachverteidigung (§ 146 StPO) müssen auch die Vertrauensanwälte aus der ganzen BRD anreisen, unabhängig davon, ob der Prozeß noch geführt wird oder ob sie schon verurteilt sind. Für die notwendigen - oft weiten - Reisen ist kein Fahrgeld vorhanden. Die Gefangenen brauchen einen Anwalt ihres Vertrauens, um zumindest eine minimale Kontrolle über die Haftbedingungen und Öffentlichkeit darüber zu erreichen und um gegen Repressionsmaßnahmen vorgehen zu können (z.B. gegen Schreib- und Besuchsverbote, Postzensur, Beschlagnahme oder Entzug von Zeitschriften und Literatur und auch gegen physische Angriffe, wie zuletzt gegen Lutz Tauber). Dieser Schutz und die Möglichkeit eines Gesprächs mit dem Anwalt des Vertrauens ist ein einzelner, aber ganz wichtiger Punkt, die Isolation der Gefangenen zu durchbrechen.

Wir suchen jetzt Leute, die sich bereit erklären, monatlich einen bestimmten Betrag ihres Einkommens (also z.B. monatlich zwischen DM 10,- und 50,-) auf das für diese Reisekosten vorgesehene Spendenkonto zu überweisen.

Verein „Rechtshilfefonds für die Verteidigung politischer Gefangener“, c/o RA. H. Jacobi, Am Laufgraben 37, 2000 Hamburg 13. Sonderkonto H. Jacobi, Nr. 1282/128 428 Hamburger Sparkasse BLZ 200 505 50

Rückfall hinter Adorno

Zum letzten Heft der „Spuren“, dem „Hintergrundrauschen der Kultur“ gewidmet, vor allem aber zum Beitrag Werner Bergmanns, nahm Friedrich Spangemacher, Köln, Stellung.

Liebe Freunde von der Spuren-Redaktion,

wenn man schon der Musikphilosophie Adornos seine „unerlässliche Referenz“ (Editorial Spuren 7/1984) erweisen will, dann wirkt ein Rückfall weit hinter die Arbeiten Adornos, Horkheimers und anderen an der „New School for Social Research“ Anfang der vierziger Jahre mehr als unverständlich; gemeint ist der Leitartikel der genannten Spuren-Nummern von Werner Bergmann, dessen Aufnahme in diese Zeitschrift, zumal an solch prominenter Stelle, mir völlig unverständlich ist. Man muß ja nicht Adornianer sein, um über Musiksoziologie zu schreiben - gerade neue Ansätze, die der neuen Mediensituation gerecht werden, sind gefragt - doch was sich dieser Beitrag an Plattitüden, Ungereimtheiten und oberflächlichen Argumentationen leistet, das kann doch in der Redaktion nicht ausreichend gelesen, geschweige denn diskutiert worden sein (oder war vielleicht der Musikredakteur zur Zeit in Urlaub??). Kennt Bergmann überhaupt Adornos Vorlesungen zur Musiksoziologie von 1961/62 oder neuere Schriften zum Thema, die analytisch einfach ernstzunehmender sind? Man muß sie nicht zitieren, ihnen nicht zustimmen, aber eben kennen, wenn man über ein solches Thema arbeitet.

Es lohnt sich nicht, Adorno mit Bergmann zu vergleichen, aber ein, zwei Beispiele von mangelnder Durchdringung des Themas bei Bergmann möchte ich anführen, wobei seine Beispiele so platt wie unzutreffend sind.

Um die „Umschaltung von der sukzessiven zur synchronen Ordnung von Tätigkeiten“ (Bergmann) zu demonstrieren ist ein gemeinsames Essen mit Freunden bei gleichzeitigem Musikhören wenig geeignet. Was hat sich denn heute geändert? Hat nicht auch schon König Artus mit Freunden getafelt, wobei der Musikus die Leier drehte? Diese Situation ist doch fast so alt wie die Menschheit! Man wünschte sich, Bergmann hätte ein wenig über das Phänomen

der Simultaneität nachgedacht, ein Phänomen, das ja auch die Kunst des 20. Jahrhunderts so entscheidend prägt. Erweiterung des Wahrnehmungsfeldes heute, die Veränderung der Perception durch die Gleichzeitigkeit der Eindrücke, die Durchdringung verschiedenster Schichten gegenwärtigen Geschehens und ihre gegenseitige Färbung (siehe auch Editorial) ..., das wäre, durchaus im positiven Sinn, einer Untersuchung wert, nicht zuletzt auch, wie dieses Phänomen das gegenwärtige Denken beeinflusst. Ich weiß, das war nicht das Thema des Aufsatzes; aber vielleicht doch: es gibt eine Fähigkeit simultanen Wahrnehmens und nicht nur das Ausgesetztsein ... Ich zweifle übrigens, ob der Begriff der Zeitnutzenmaximierung, wie bei Bergmann, anwendbar ist, zumal im Bereich der Freizeit. Meines Wissens gibt es die Statistik des Gehörten (die resultiert) höchstens bei selbsternannten „Experten“, jedenfalls nicht beim Durchschnittshörer, der sicher nicht die Zahl der abgehörten Platten/Sendungen interessiert.

Bergmann spricht am Ende seines Artikels von einem „sozialen Hörer“. Was ist denn ein „sozialer Hörer“? Selbst im Konzert ist der Hörer doch auf sich gestellt, und mit verbaler Unterhaltung ist diese Situation, wie Bergmann es tut, sicher nicht zu vergleichen. Denn in der Regel läuft die Musik doch in eine Richtung, vom Sender (Spieler, Grammophon, Radio) zum Empfänger (Hörer). Mit dem Kopfhörer kann ich übrigens sehr gut aktiv, wie Bergmann fordert, hören. Vielleicht geistert unter den Walkmännern und -frauen auch eine Dunkelziffer von solchen, die gerade das aktive Hören suchen. Ob das Selbstbefriedigung und tabuisiert ist? Der Terror der tragbaren Stereoanlagen, die vielleicht besser „kommunizieren“ ist doch ungleich größer: die Vorstellung von einigen 100 „sozialen“, kommunikationswilligen Hörern mit ihren Musikkoffern in den Zentren unserer Städte ist doch apokalyptisch!!

Ungereimtheiten allerorten,

die aufzuzählen unnötige Zeit kosten würde.

Ob Musik Hintergrundrauschen unserer Kultur ist? Das fiktive Beispiel desjenigen Autofahrers, der - musikhörend - in Trance gerät und die Aufmerksamkeit für den Verkehr verliert (Beispiel aus dem Editorial) zeigt doch gerade, daß die Musik hier kein Hintergrundrauschen, kein „Beswingen“ (Bergmann) ist. Was wäre, wenn das eine neue Dimension des Hörers ist, das Rauschen überwindend?? Aber auch sonst: die Dinge sind viel subtiler. Musikalische Programme für Werbestrategien werden von Psychologen entworfen, und die sind von der hintergrundrauschenden beswingenden Konservenmusik längst wieder weg.

Nur noch eine Randbemerkung. Wenige Tage nach dem Erscheinen der „Spuren“ erschien in MusikTexte ein Interview mit Cage, aus dem ich unkommentiert einige Sätze zitieren möchte.

„Ich möchte mit Dir über die jüngsten Erfahrungen reden, die ich mit Klang gemacht habe, und die überraschend für mich waren. Es betrifft das Summen, das so sehr mit uns ist, wenn wir in Häusern oder sogar Konzerthallen sind; ich dachte mein Leben lang daran, es loszuwerden. Natürlich werden wir es niemals los; denn wenn zum Beispiel das Summen des Kühlschranks aufhört, rufen wir jemanden und veranlassen ihn dazu, das Ding wieder laufen zu lassen. Wir sind mehr damit beschäftigt, das Essen in gutem Zustand zu erhalten als mit der akustischen Erfahrung. Aber ich beginne, mich an diesen Klängen zu erfreuen, ich meine, daß ich ihnen jetzt mit dem Vergnügen lausche, mit dem ich dem Verkehr zuhöre. Nun, der Verkehr ist leicht als schön zu erkennen, aber dieses Summen ist schwieriger und ich habe mir (nicht) wirklich vorgenommen, es schön zu finden.“

Summen. Rauschen. Hintergrund: wieviel könnte man über diese Themen nachdenken.

Friedrich Spangemacher, Köln

Ab und zu mal eine Provokation

findet sich durchaus in der *Kommune*. Das muß sein. Wir hatten schon zu oft gedacht, endgültig zu wissen, wo es langgeht. Immer wenn wir den Eindruck haben, mal wieder so weit zu sein, bekommen wir zwei oder drei Manuskripte, die querliegen. Statt sie postwendend zurückzuschicken oder abzuheften, veröffentlichen wir das eine oder andere. Wenn wir mit einem Problem »fertig« sind, wird es Zeit, vorsichtig zu werden. Die Redaktion der *Kommune* war für den Versuch eines rot-grünen Bündnisses in Hessen. Jetzt ist es installiert. Schon morgen kann es sich als hinderlich herausstellen. Dranzubleiben, statt fertigzuwerden ist angebracht, wenigstens in der politischen Analyse.

Die *Kommune* — politisches Magazin, theoretische Zeitschrift und Organ der grün-alternativen Bewegung in einem — erscheint monatlich mit 68 Seiten für 5 DM. Und nachfolgend Themenstichpunkte aus unseren letzten/neuesten Heften:

Heft 6/84: Klassenkampf und Emanzipationsbewegung + Kapitalstrategie und Alternativökonomie + Gewerkschaften und selbstverwaltete Projekte + Grüne Haushalts- und sozialdemokratische Technologiepolitik + Sowjetische Literatur und Umweltzerstörung

Heft 7/84: Un Occident kidnappé oder die Tragödie Zentraleuropas (von Milan Kundera) + Libertäres zur Gründungserklärung der Öko-libertären + Die Frauen - das bessere Geschlecht? Zur grünen Frauenpolitik + Südafrikanische Schachzüge + Aus Fehlern lernen? Krise der Atomindustrie in den USA und keine Lehren in der BRD

Heft 8/84: Arbeitszeitflexibilisierung und die Bedeutung eines Mindesteinkommens für die Änderung der Sozialpolitik - Was aus Vietnam geworden ist + Brauchen wir eine Öko-Bank?

Erhältlich im Buchhandel.
Probehefte, Info- und Abomaterial bei:
Buchvertrieb Hager, Postfach 111162,
6000 Frankfurt am Main 1

SPUREN

Zeitschrift für Kunst und Gesellschaft

Bis zum Jahresende bieten wir aus den reichhaltigen Archivbeständen der Redaktion zu erheblich reduzierten Preisen an:

SPUREN Jahrgang 1980:

6 Hefte, komplett, statt 30.- DM 15.-

SPUREN Einzelhefte:

noch lieferbar: 2/78; 3/78; 5/78

1/79; 2/79; 4/79; 5/79; 6/79

1/80; 2/80; 3/80; 4/80; 5/80; 6/80

statt DM 5.- je DM 3.-

KUNST UND GESELLSCHAFT:

Heft 1-2/77 Zum 150. Todestag

Ludwig van Beethovens 152 S., DM 5.-

Heft 3-4/77 Ernst Bloch -

Aktualität und konkrete Utopie

10 Essays, 208 S., statt 10.- DM 6.-

Heft 20-21/1973 Hanns Eisler

196 S., statt 7.- DM 5.-

FERNER:

Frieder Reininghaus: Schubert und das Wirtshaus - Musik unter Metternich Oberbaumverlag Berlin 1979, 264 S., statt 19,80 DM 12.-

Brecht, Eisler, Weinert, Tucholsky: Lieder gegen den Krieg Schallplatte Eigelstein Musikproduktion 1976

nur DM 10.-

Schallplatte "Unterwegs" - Reise-
lieder, Eisenbahnstücke und Texte
aus dem Vormärz (Jan Herrmann,
J.H.Traber, F.Reininghaus) nur DM 10.-

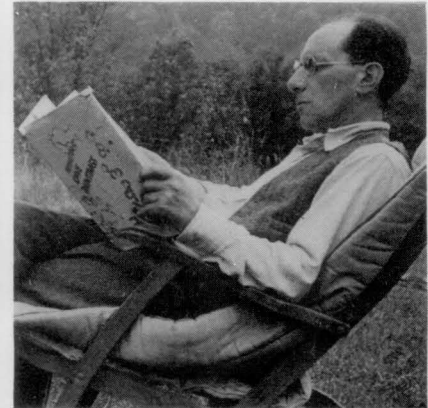
Bestellungen (nur mit beigelegtem Verrechnungsscheck und DM 1,50 Porto für Einzelhefte, DM 3.- Päckchenporto für alle anderen Bestellungen) an die Redaktion SPUREN, Lerchenfeld 2 2000 Hamburg 76

Max Raphael
Die Farbe Schwarz

Frans Hals
Goya
van Dyck
Rembrandt
Raffael
Ingres

Qumran

Einer der größten Kunstphilosophen, wie man Max Raphael genannt hat, untersucht hier die Bedeutung der Farbe Schwarz als Ausdrucksmittel verschiedener Porträts. Bildbeschreibung und empirische Theorie zugleich. DM 22,-.



Nach den Bänden
Marx Picasso DM 22,- und
Von Monet zu Picasso DM 29,80
ist dies der 3. Band von Raphaels
Kunsttheoretischen Schriften. Band 4:
Das kunsthistorische Hauptwerk
(Analysen zu Werken von Cézanne,
Degas, Giotto, Picasso u.a.)
380 S. mit Abb., DM 42,-

Max Raphael
Wie will ein Kunstwerk
gesehen sein?

Qumran

Qumran Verlag
Bäckerweg 32 · 6000 Frankfurt 1



Sarah Kirsch / Harald Naegeli: Porzellanschnecken.
Ein Briefwechsel / Michel Foucault: Nachtrag zu Marx /
Gunnar Schmidt über den Anstand im Beton / Frieder
Reininghaus über spanische Hoffnungen

Claus Dörper, Christine Frühling und Mins Minssen über
das Leben der Dinge in ihren alten Tagen und danach /
Jochen Hiltmann: Der Flegelstaat / Rita Bischof über
Georges Batailles Entwurf einer Heterologie / Manfred Geier
über die Paataphysik von Ubus Bauch / Jan Robert Bloch über
Naturwissenschaft und Krieg

Hans-Peter Hempel über die Lyrik Celans / Hans-Joachim
Lenger über das Hamburger Institut für Sozialforschung

Außerdem: 13 Seiten Rezensionen